Heinrich Zschokke

Autor(en): **Bäbler, J.J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **1 (1884)**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-747470

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Heinrich Zschokke.

Ein Lebensbild von Dr. J. J. Bäbler.

„Ueberzeugungen liegen außer dem Machtkreis aller Willkür.“
(Selbstschau.)

Am 28. August 1798 saß unter den Zuhörern im Sitzungssaale der gesetzgebenden Versammlung in Aarau ein großgewachsener, starkgebauter, junger Mann und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit der Vorlesung eines diplomatischen Aktenstückes. Seine tiefen Augen schweiften scharf über die Häupter der Landesväter hin; sein scharfgeschnittener Mund, die festgeschlossenen Lippen verriethen Klarheit und Selbstgefühl; lang herabhängendes Haar, freier Hals und offene Hemdkrause ließen keinen Zweifel, daß sein Herz der neuen Zeit entgegenschlug. Die ganze Versammlung war ergriffen von dem Vortrage; zwei Staatsweibel erschienen auf der Tribüne und forderten den erstaunten Fremdling auf, ihnen zu folgen. Er betrat mit ihnen den Saal, sah sich plötzlich umringt von den Lenkern der jungen Republik und empfing den Bruderkuß von dem Präsidenten von Grafenried, dem Sieger von Neuenegg. Es war Heinrich Zschokke.

Ein Fremder in einer Sitzung, wo jeder sich voll und ganz als Schweizer fühlte, ein Sprößling eines despotischen Staates unter Leuten, die eben erst die aristokratische Regierungsform zerschlagen hatten, ein Jüngling unter Männern, die mit bitter erkämpfter Erfahrung und reichen Kenntnissen das junge Staatswesen ordnen sollten! Wen unter den verwunderten Zuschauern, wen unter den begeisterten Rathsherren sollte es nicht gelüsten, diese außerordentliche Erscheinung kennen zu lernen? Er ist herabgekommen aus dem unglücklich zerrissenen Graubünden; er fleht um Schutz für die vertriebenen Patrioten; ihm allein ist die Zukunft der vornehmsten Familien anvertraut.

Es ist anziehend, zu erfahren, was den jungen Mann so rasch emporgehoben und in den Strom der hochgehenden Ereignisse geworfen hat, damit wir einsehen, daß nicht der Zufall, nicht das Glück auf das Anspruch nehmen darf, was nur innerm Ringen und energischer Arbeit ent-

sprungen ist. Es ist lehrreich, zu erkennen, daß nur festgewonnene Ueberzeugung in Politik, Geschichte und Philosophie jene unerschütterliche Sicherheit geschaffen hat, welche Zschokke's Handeln bis an sein Lebensende bestimmte.

I.

Heinrich Zschokke von Magdeburg war frühe eine Waise geworden. Die Mutter konnte sich des Spätlings nur wenige Wochen freuen. Am 22. März 1771 gab sie ihm das Leben, am 4. Mai mußte sie von ihm scheiden: „Armer Junge, warum bist du nicht ein Kirschkern, den ich hinabschlingen und mit mir ins Grab nehmen könnte!" Der Vater hatte sich im siebenjährigen Kriege durch bedeutende Tuchlieferungen ein ansehnliches Vermögen erworben und war in seiner Vaterstadt Magdeburg bis zum Oberältesten seiner Zunft gestiegen. Das Geschäft nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er sich nur um regelmäßigen Schul- und Kirchenbesuch kümmerte und im Uebrigen den Knaben sich selbst überließ. So konnte Heinrich nach Herzenslust auf den Schanzen und Wällen sich herumtummeln, über die Dächer wegkriechen, die Gassen durchstreifen und in voller Kraft zu einem kerngesunden Burschen heranwachsen. Doch bald sollte diese unbegrenzte Freiheit ein Ende nehmen. Der Vater starb am 18. August 1779 und der achtjährige Knabe wurde seinem um viele Jahre ältern Bruder Andreas übergeben, der ein gewinnreiches Tuchgewerbe trieb und durch seine nicht gewöhnlichen Kenntnisse sich in dem Gedanken gefiel, seine Kinder für einen höhern Stand vorzubereiten. So sollte auch Heinrich die gelehrten Schulen besuchen, ja der Pflegebruder ging in seinem Eifer so weit, daß er den Knaben, der nie über die Festungswerke hinausgekommen war, veranlaßte, sich in den „Frühling" des Chr. Ewald von Kleist hineinzulesen. Kein Wunder, daß Heinrich, sehnsüchtig, einem Gefangenen gleich, über das Buch weg in Gedanken seinen Kameraden folgte, welche lärmend und tobend die Fensterscheiben bedrohten und die guten Bürger in zornige Angst versetzten. So lange seine Thätigkeit in freiem Spiele sich bewegte, war er Auge und Ohr; sobald sie in geregelten Schulschnitt eingezwängt werden sollte, war alle Lust dahin. Bruder Andreas blies die Flöte, Heinrich horchte gebannten Sinnes; rauschte die Wachtparade vorbei, klangen die Stimmen der Chorschüler herüber, so entsprang er dem Zwange der Bücher und ruhte nicht, bis alle Märsche und Gesänge im Gedächtnisse festsaßen. Als aber ein Klavier und ein dazu bestellter Lehrer die musikalischen Anlagen kunstgerecht leiten sollten, konnte der

ungelehrige Schüler weder Noten, Takt noch Pausen begreifen. Und nun gar die Schule selbst. Die einfachsten Vorkenntnisse fehlten und während die übrigen Schüler in regelrechter Folge Fach um Fach durchlernten, überließ sich Heinrich Träumereien, zeichnete ungeschlachte Riesen und Ungeheuer und las sich in die Wunderwelt von „Tausend und eine Nacht" hinein. Es zeigte sich am Ende des Jahres, daß er nichts gelernt hatte und so war seines Bleibens in dieser Schule nicht länger. Die älteste Schwester nahm ihn zu sich und schickte ihn in die reformirte Schule. Hier vermochte doch wenigstens die ehrwürdige Gestalt des Lehrers und die Aussicht auf ein willkommenes Privilegium den Burschen schulfähig zu machen. Er rieb sich tapfer an der lateinischen Deklination und Konjugation herum und brachte es zum Erstaunen des Magisters dahin, daß auch er auf die Straße springen durfte, wenn Seiltänzer sich produzirten, Soldaten Spießruthen laufen mußten und Bären und Affen ihre Kunststücke machten. Und um gleich Robinson Crusoe rasch segelfertig zu werden, ergänzte er seinen Schuleifer durch eine ausgedehnte Lektüre, welche er aus Leihbibliotheken sich zusammensuchte. Ein Tagebuch, das von da an alltägliche Gewohnheit blieb, sollte ein Sammelwerk für allerlei Gedanken werden.

Die Robinsonaden schlichen sich auch in die Kirchenbänke ein und weckten schon den Gegensatz von frommer Andacht und gewohntem Kirchgange. „Der erste Tempelbesuch eines jungen Menschen sollte ihm nur bei hinlänglicher Verstandesreife gestattet und sein erster religiöser Festtag sein." Und doch blieb der Religionsunterricht nicht ohne tiefe Spuren. Freilich wenn der denkende Knabe bei Jungen und Alten erfragen wollte, wie er sich Lauf und Gang der Welt erklären solle, fand er nur lächerliches Erstaunen; er wurde schweigsam: „Man hielt mich nur für einen Querkopf, mit dem wenig anzufangen sei, für einen ungezogenen Buben, nachlässig und unordentlich im Aeußern, zur unschicklichen Zeit lachlustig, am unrechten Orte weinerlich, bald zum eigenen Schaden mißtrauisch, bald bis zur Albernheit leichtgläubig, bald halsstarrig, bald willenlos nachgiebig. Die Leute mochten nicht ganz Unrecht haben; aber ich blieb, der ich war, weil sich keiner die Mühe gab, mich zu verstehen." Von der Außenwelt zurückgestoßen, suchte er in seinem Innern eine befriedigende Ruhe; da er auch spürte, daß nirgends ein theilnehmendes Herz für ihn schlug, hängte er seine Gedanken an seinen Vater und ergoß den Schmerz in Verse, die ersten poetischen Versuche, deren Form an Kirchenlieder und an Brocke's „Irdisches Vergnügen in Gott" sich anlehnten.

Da die Verwandten das Stübchen nicht heizten und das Licht entzogen, erwirkte Heinrich bei der Waisenbehörde eine Aenderung der Wohnung; er kam zu einem pensionirten Rektor und damit auch in ein anderes Gymnasium. Der Konfirmationsunterricht faßte die ungelösten Räthsel des empfänglichen Knaben auf und goß sie in eine schwärmende Mystik um, bis die Lektüre von Chroniken und naturgeschichtlichen Werken sein Denken wieder aufrichtete. Er schrieb mehrere Bände Auszüge zusammen und durfte sogar an dem Werke „Bibliotheca magica zur Tilgung des Aberglaubens", das Hauber angefangen hatte und sein Hausherr fortsetzte, mitarbeiten. Dieses zeitlich so nahe Zusammenstoßen von Mystik und Studium führte zu dem Zweifel an dem innern Werthe der menschlichen Religionen. Heinrich gab das Positive aller Religionen auf. „Es fiel unhaltbar von mir ab, wie verdorrtes Laub, welches vom jungen Grün eines andern Frühlings verdrängt wird. Ich hatte den bisherigen Frieden eines harmlosen Glaubens eingebüßt, die Gemüthsseligkeit verloren, welche die Verwaistheit des Lebens erträglicher gemacht hatte. Und doch war ich fromm und reines Herzens und wahrlich mehr denn je zuvor von Liebe des Wahren, Heiligen und Schönen entbrannt. Diese Liebe ward fortan meine innere, geheime Religion, die allen Geistern ohne Schule und Kunst geworden ist." Legte der Jüngling seinen Glauben an die baare Wirklichkeit ab, so grinste ihm die Erbärmlichkeit der Alltagswelt entgegen; sein Gram suchte umsonst nach einer Ausgleichung zwischen Idee und Wirklichkeit. „Ich war ärmer als der ärmste Bettler, hatte in der Welt keine Liebe, im Himmel keinen Gott mehr; ich hätte aus mir selber herausfliegen mögen, lebenssatt." So jammert der titanisch ringende Schiller um seine verlorene Jugend; so zerreißt der krankhaft grübelnde Heinrich von Kleist sein zartes Leben. Schiller rettet sich in die philosophischen Studien; Kleist versinkt in die Muthlosigkeit seines Herzens; Zschokke stürzt hinaus in das wilde Gewoge der lustigen Welt.

Eine Fledermaus war auf dem warmen Ofen aus ihrem Winterschlafe erwacht und durchschwirrte das Lehrzimmer. Zschokke brach in ein unmäßiges Gelächter aus und zog sich dadurch die Drohung der Ausweisung zu. Der erlösende Gedanke war erweckt; Zschokke war entschlossen, die Schule zu verlassen; er dachte an die Schweiz, er dachte an das Kloster — seine Gedanken blieben endlich hangen an einem frühern Mitschüler, der in Mecklenburg Hofschauspieler war.

In sich unfertig, mit den Kenntnissen eines Sekundaners ausgerüstet, ritt Zschokke am 22. Januar 1788 aus seiner Vaterstadt, zum ersten

Male in vollem und freiem Genusse der Natur. Er sollte auch da zum ersten Male die Wonne eines jauchzenden Mutterherzens empfinden. Als er Abends zu Grabow in die Herberge eintrat, eilte ihm die Wirthin mit offenen Armen entgegen; sie meinte ihren Sohn zu umfassen, den sie von der Schule her erwartete. Sie entdeckte sofort ihren Irrthum, blieb aber dem jungen Doppelgänger gut. Der frostige Empfang bei seinem vermeintlichen Freunde schreckte Zschokke nicht ab; bald war eine Hofmeisterstelle bei dem Hofbuchdrucker Bärensprung gefunden und mit derselben auch die erste publizistische Thätigkeit; er entwarf für seinen Herrn eine Monatsschrift für Mecklenburg. Das angenehme, heimelige Familienleben, die reizenden Ausflüge in der Umgegend begeisterten ihn zu mannigfachen poetischen und prosaischen Versuchen. Aber eben diese Kreuz- und Querzüge, die sich allmälig über das ganze Land ausdehnten, weckten wieder die Erinnerung an die Robinsonaden und der Entschluß war gefaßt, den Wanderstab zu ergreifen und in die weite Welt hinauszuschlendern. Da hielt ihn Baron von Schlaberndorf bei einer Theatergesellschaft fest und zog ihn mit derselben nach Prenzlau, wo für ihn eine rastlose Schneiderarbeit begann: „ich stutzte heroischen Tragödien die Schleppe des Talars kürzer, gab altväterischen Dramen modigern Schnitt, setzte in abgebrauchte Stücke neue Flicken, wie es eben das Bedürfniß des Theaterpersonals forderte, schrieb selber ein Paar Saus- und Grausstücke; reimte Prologen und Epilogen und wechselte mit wohllöblichen Magistraten kleiner Städte Briefe, ihnen zur Geschmackveredlung ihrer Bürgerschaft unsre musterhaften Darstellungen zu empfehlen.“ Die Gesellschaft siedelte im folgenden Frühlinge (1789) nach Landsberg an der Warthe über, löste sich aber im Sommer auf. Zschokke blieb im Städtchen zurück, um sich zum Besuche der Hochschule vorzubereiten und ließ sich außerdem von zwei Juden in die jüdische Philologie einführen.

So stand er nicht mehr als blöder Student vor den Pforten des Kollegiums; er war in den zwei Jahren ein Mann geworden, hatte den Leichtsinn der Welt und den Ernst der Entbehrungen erfahren; er durchschaute die Menschen und erkannte die Vorsicht, er war ein vollendeter Selbstling geworden. Mit zuversichtlichem Muthe trat er sein Studium an in Frankfurt a. d. Oder und arbeitete, von Niemand beachtet, in die Theologie sich hinein (Ostern 1790), bis eine Rede an dem Sarge eines Studenten plötzlich ihn aus der Dunkelheit hervorzog. Ein Kränzchen, dem er sich anschloß, übte sich in dramatischen Aufführungen von Sprichwörtern und selbsterfundenen Erzählungen; aus diesen Unterhaltungen

entstand zunächst der Roman (gedruckt 1794) und dann das mehrfach umgestaltete Schauspiel „Abällino, der große Bandit" (gedruckt 1795). Damals wurde beinahe jedes Städtchen Norddeutschlands von herumziehenden Schauspielertruppen berührt; die Theaterdichter verstanden es, sich in Stoff und Form dem Geschmacke des Publikums anzupassen und waren daher überall willkommen. Seit Göthe's „Götz von Berlichingen" (1773) und Schiller's „Räubern" (1781) gefielen insbesondere die Ritter- und Räuberspiele, zumal, wenn der Stoff als Novelle oder Roman schon bekannt war. So mußte auch Abällino packen. Mitten durch die verdorbene Aristokratie, mitten durch die unlautere Verschwörerrotte Venedigs schreitet der gefürchtete Unbekannte, der als Flodoardo dem Staate dient, als Abällino die Verschwörer blendet und als geborner Nobile die Rosamunde gewinnt. Das Stück erhielt sich neben Schiller's spätern Dramen in der Gunst der Gebildeten. Ein Sohn Zschokke's, Herr Pfarrer Emil Zschokke in Aarau, besitzt ein Berliner Bühnenexemplar, in welches die Schauspieler Fleck und Iffland Rollen und Anmerkungen eingetragen hatten. Weniger bekannt ist „Graf Monaldeschi" oder „Männerbund und Weiberwuth" (gedruckt 1790), welches sogar Schiller veranlaßte, sich den Stoff in dem Verzeichniß seiner dramatischen Plane zu merken. Er wohnte in Erfurt am 2. Januar 1791 einer Aufführung dieses Stückes bei und sah vor seinen Augen, wie das Tagebuch eines Erfurter Amtmanns meldet, „ein dramatisches Ungeheuer, von Unsinn strotzend. Gleich die erste Scene verrieth den Anstrich der Dinge, die da kommen sollten; düstre Nacht, von Donner durchrasselt und dann und wann von Kolophoniumsblitzen erhellt; eine Gruppe vermummter Banditen, die Mordanschläge im Schauer der düstern Nacht brüten; Pistolenschüsse — es ist die bekannte Geschichte des Stallmeisters der Königin Christine von Schweden, dem sie zu Fontainebleau aus Jalousie das Lebenslicht ausblasen ließ . . . In diesem Stücke war übrigens Alles zusammengehäuft, was sonst nur in dergleichen auf Stelzen gehenden Werken einzeln anzutreffen ist — Geistererscheinungen, Sarg, Dolche, Pistolenschüsse, Kerkerwände, Kettenrasseln, Gefechte und unsinniges Gebrülle — mit allen dergleichen Tollheiten unserer heutigen Modetragiker waren alle Scenen reichlich ausstaffirt. Fast Alles in diesem Stücke ist von andern Trauerspielen gestohlen — etwas aus „Macbeth", bald aus den „Räubern", „Kabale und Liebe" und bald aus dem „König Lear" — ich hatt's bald satt und sah auf die Letzt gar nicht mehr hin — es war übrigens ziemlich voll."

Der junge Mensch glaubte, mit sich und der Welt so ziemlich fertig zu sein und doch lauerten in ihm immer noch die Qualen, welche den „Heimlichkranken" heimgesucht hatten. Er hatte sich eine eigene Religion zurechtgedacht und dichtete einen Abällino; er arbeitete sich durch die theologischen Dogmen und warf sich in das Studium Kant's, um sich zuletzt gestehen zu müssen: „Ein Wissen Gottes ist unmöglich; die Vernunft reicht nur für den Hausbedarf der menschlichen Gesellschaft zu." Die Rechtswissenschaft drehte sich nach den Forderungen der Regierungen und vergaß die Gesetze der Natur — allüberall Unzulänglichkeit und Verzweiflung, wenn nicht die Idee des Heiligen, Wahren und Schönen aus dieser Finsterniß treu leitend ihm entgegengeleuchtet hätte. Aller Wissensplunder verblich vor diesem hellen Glanze und es wollte allmälig dem Studenten einerlei scheinen, welchen Lebensberuf er ergreifen sollte. Als er mit einem Freunde am Oderdamme lustwandelte, ging eine lustige Schaar singender Handwerksburschen an ihnen vorüber. Ein Handwerk! Warum nicht? Er überlegte alles Ernstes, ob er im Handwerke nicht die ersehnte Ruhe finden könnte; sein schon vorgerücktes Alter mahnte ihn daran, daß er sich beeilen und den begonnenen Weg durchtreten müsse. Bald war das philosophische Doktorexamen, bald die theologische Fachprüfung bestanden; bald durfte er sich der königlichen Societät der Wissenschaften in Frankfurt zuzählen.

Der junge Doktor war nun plötzlich in seiner Vaterstadt ein vielwillkommener Gast und wenn er predigte, so quollen die Worte aus einem warmen, heilsbedürftigen Herzen, das ebenso sehr nach Erleuchtung rang als die andächtig ergriffenen Zuhörer. Wenig fehlte, so wäre er Pastor an der St. Katharinenkirche geworden. Wie der junge Goethe in die Gefühlsseligkeit der Stillen im Lande sich einwiegen ließ, so war auch Zschokke nahe daran, zu den Herrenhutern überzugehen. Beide sollten der Welt wiedergeschenkt werden; ihre Jugend blieb Meister. Zschokke gab sich wieder den Freuden des Lebens und dem Studium der Wissenschaften. Er kehrte zur alma mater zurück und hielt Vorlesungen über Welt- und Kirchengeschichte, Naturrecht, Exegese des Neuen Testamentes, Aesthetik und Moralphilosophie und hatte die Genugthuung, das Auditorium stets besetzt zu sehen. Die Vorlesungen über die Aesthetik sind gedruckt. Er stand auf der Kanzel wie auf dem Katheder einer Zuhörerschaft gegenüber, deren innere Unsicherheit seinem eigenen Schwanken begegnete, den Menschen dem Menschen näherte und jegliche hochfahrende Weisheit fernhielt. Als die Wellen der französischen Revolution immer

erschütternder an die morschen Wände verrosteter Staaten anschlugen, warf sich Zschokke auch in das Studium der Nationalökonomie, Finanzen, Polizei, Forsten und was er in Romanen und Schauspielen als zerstörende Mächte gebrandmarkt hatte, sollte in erweckende Kenntnisse umgestaltet werden; über den Ruinen einer unnütz gewordenen Welt sollte ein freies würdiges Jahrhundert erstehen.

Innerlich frei von jeglicher wissenschaftlichen und bürgerlichen Abhängigkeit konnte Zschokke sich nicht entschließen, äußerlich seine Ergebenheit hochgestellten Persönlichkeiten kund zu geben und als der Minister von Wöllner in Frankfurt eintraf, versäumte er es, ihm seine Aufwartung zu machen. Darum erhielt er auch die außerordentliche Professur nicht, um welche sich seine Kollegen so sehr Mühe gegeben hatten. Diese Zurücksetzung und der kommende Frühling lockerten wieder auf, was eben erst zusammenwachsen wollte und der eingelullte Widerwille an aller Katheder-weisheit brach zwingend hervor. Er trug ein warmes Herz, einen offenen Sinn; die Welt lag ausgebreitet vor seinen starken Kräften. Wohin sollte der Freund der Freiheit sich anders wenden als nach dem Lande, wo Freiheit und Gleichheit des neu errungenen Bodens sich freuten, wo die Freiheit in friedlicher Stille den Menschen beglückte, wo der Freiheit Wiege stand?

Und so betrat Zschokke am 3. September 1795, voll der schönsten Erwartungen, in Schaffhausen den Schweizerboden. Auch Heinrich von Kleist suchte seine Ruhe in der Schweiz; beiden eine arge Täuschung. Der Friede, welcher Kleist's Unruhe stillen sollte, kehrte nicht ein; die Staaten, welche Zschokke suchte, waren nicht vorhanden. Kleist verbarg sich in der abgeschiedenen Einsamkeit am Thunersee; Zschokke warf sich mitten in das aufgestörte Getriebe hinein; er sah in Einsiedeln zum ersten Male das Gepränge der glänzenden Priesterschaft und das unheilige Treiben der gläubigen Laienwelt. Er war in Stäfa Zeuge von den fruchtlosen Versuchen, die knechtische Unterthanenschaft abzuschütteln. Sollte ein Volk der Freiheit nicht würdig sein, das Iselin, Wieland, Möser las und Shakespeare's Romeo und Julie aufführte? Er grüßte in Zürich die aufgeklärten Männer, welche in Volkswirthschaft, Wissenschaft und Politik im Stillen bessern Zeiten vorarbeiteten, neben einem Hirzel den Usteri, neben einem Vögelin den Hottinger; er sah vor Allem Pestalozzi. „Ich befand mich eben bei Oelsner. Wir waren noch im Gespräch, als sich die Thür des Zimmers öffnete. Ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, hager, pockennarbig, schlicht gekleidet, mit flatternden Haaren trat herein.

In zwei, drei großen Sätzen war er plötzlich durch's Zimmer vor uns, und mit freundlicher Hastigkeit die Unterhaltung beginnend. Es war Pestalozzi. Ich konnte die seltsame Erscheinung lange nicht mit meiner Vorstellung vom Schöpfer des klassischen Werks ‚Lienhard und Gertrud' paaren." Zschokke sollte aber auch unter diesen herrlichen Menschen die ängstliche Sorge kennen lernen, mit der sie junge Männer beobachteten und auf gefahrlosem Boden festzuhalten bemüht waren. Im Hause Hirzel's kamen die Freunde allwöchentlich einmal zusammen, um Vorträge anzuhören. Die Reihe kam auch an Zschokke; er las etwas, wovor den bedächtigen Herren graute. Hirzel gab sein Entsetzen in einem Briefe kund, den er am folgenden Morgen (5. Nov. 1795) an den kühnen Redner richtete. „Ich sehe große Seelenkräfte in Ihnen entwickelt, von denen wichtige Einflüsse auf eine Menge Leser und Leserinnen müssen erwartet werden. Allein verzeihen Sie einem Greisen, den Alter und Erfahrung furchtsam gemacht haben. Je größer die Kräfte Ihres Geistes sind, je sorgfältiger sollten Sie sein, ihnen die Richtung zu geben, in welcher Sie der Menschheit wahren Nutzen bringen, wenigstens keinen Schaden verursachen. Ich erzittere, wenn ich mir die Folgen von Jean Jacques Rousseau's tief eindringendem, aber allzu excentrischem philosophischem Genie vorstelle; die fürchterlichste Revolution nämlich in der aufgeklärtesten, an hellen Geistern fruchtbarsten volkreichsten Stadt Europens, die so sehr ansteckend wird; — oder auch nur die Folgen von Goethens geniereichen Arbeiten, wie viele gute junge Köpfen beiderlei Geschlechts dadurch verwirrt und zu Grunde gerichtet werden. Indessen thut es mir weh, wenn allzu große Aengstlichkeit die Schwingen Ihres Genies lähmen sollte. Gottes Fürsehung wolle Sie leiten und Sie zu einer Flöte bestimmen, durch deren weit ertönende Musik die Seelen zur allgemeinen Menschenliebe, zur wahren Tugend und Verehrung der Gottheit, der Quelle aller Liebe, alles Glücks zu stimmen. So können Sie, mein Theuerster, zum größten Segen der Menschheit, vorzüglich Deutschlands werden."

Zschokke suchte sich zurechtzufinden in der herrlichen Mannigfaltigkeit der Landschaften, in dem verworrenen Durcheinander der Republiken, in dem schlichten Sinne der Landleute, in dem bewegten Treiben der Städter und kam zu der Ueberzeugung, daß der Föderalismus, von der Natur geschaffen, durch Eigensinn und Eigennutz verhängnißvoll für die alte Schweiz werden mußte. In Bern trat der aristokratische Stolz ihm noch verletzender entgegen: die Menschenrechte galten als eine vieille Friperie.

Aber auch in Paris sollte Zschokke die ersehnte Freiheit nicht finden. Er kam dort an im Anfange des Frühlings 1796 mit seinem Freunde Oelsner, als eben Babœuf seine Verschwörung durchgeführt hatte. Oelsner, von Anfang an Zeuge der erschütternden Stürme, hatte als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt a. M. und durch Empfehlungen hervorragender Männer und Handelshäuser Zutritt in die politischen Cirkel und führte auch Zschokke in diese glänzenden Kreise: „Ich sage nichts vom heitern, zwanglosen Leben der bessern Gesellschaft, in der man sich mit liebenswürdiger Gewandtheit Verbindlichkeiten flüstert, lächelt, witzelt, lobt, lästert, über ein Nichts erstaunt, über Heiligthümer scherzt, im gleichen Augenblick bewundert und vergißt." Mehr aber als diese vorüberrauschenden Bekanntschaften fesselte ihn der schlesische Graf Gustav von Schlaberndorf († 1824 in Paris). Auch er hatte die Umwälzung von Anfang an miterlebt, stand als scharfer und richtiger Beobachter der Ereignisse mit französischen und ausländischen Gelehrten und Staatsmännern in ununterbrochenem Verkehr und erwarb sich dadurch einen so ausgezeichneten Ruf, daß er für ihn verhängnißvoll wurde. Der Elsässer Ehrmann, ein gutmüthiger Mensch und Mitglied des Nationalkonventes, hatte aus der unerschütterlichen Ruhe und Gelassenheit mitten in den Stürmen der Revolution die Meinung geschöpft, Schlaberndorf sei ein außerordentlicher Mensch und wohl im Stande, ganze Departemente in Flammen zu setzen. Die harmlose Aeußerung der Bewunderung hatte die Verhaftung des Grafen zur Folge, und als noch gar fremde Gesandte sich um seine Freilassung bemühten, da war es um den unschuldigen Mann geschehen. Eines Morgens rasselte der Karren heran, in welchem die Opfer des Terrorismus zum Richtplatze geführt werden sollten. Der Name Schlaberndorf wurde gerufen; er erschien — aber ohne Stiefel; sie konnten nicht aufgefunden werden. Er bat den Kerkermeister, ihn für den folgenden Tag aufzusparen. Als der Karren wieder vorfuhr, war Schlaberndorf bereit — aber sein Name wurde nicht gerufen; man begehrte ihn nicht und so war er gerettet; nach dem Tode Robespierre's (28. Juli 1794) wurde er aus dem Gefängnisse entlassen.

Wie für die Erscheinungen der Außenwelt der Graf sich rasch ein treffendes Urtheil bildete, so erkannte er auch gleich in Zschokke die noch glimmenden Funken des krankenden Zweifels; er verstand es mit zartem Sinne, den philosophe pleureur, wie er ihn nannte, zu beruhigen, in Gesprächen aufzuwecken und in der Umgebung der Musterwerke des Pinsels und Meißels einen Frieden herzustellen, der ihn wegdrängen mußte aus

den Gräueln der Zerstörung, aus dem Elysium der Lüge und den Wirbeln der Lust. Und er gedachte wieder jener Handwerksburschen, die so vergnügt an ihm vorübergezogen waren, und ernsthafter als das erste Mal klang's in ihm: „Ich kann Künstler, zuletzt auch nur Flachmaler werden oder gar Dorfschulmeister, kann mir noch eine Hütte, ein Stück Feldes dazu in einem Alpthale des schönen Glarnerländchens kaufen und wohlthätig für die Welt, ganz vergessen von ihr leben." So fand Kleist im Weiler von Chantilly die Natur und flüchtete an den Thunersee; so eilt Zschokke aus dem ruhelosen Frankreich in das stille Bern. Er nahm sich kaum Zeit, eine auserlesene Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen zusammenzukaufen, die aus geplünderten Schlössern herstammten und zu wohlfeilen Preisen losgeschlagen wurden. Unter diesen befand sich auch „la cruche cassée", welche später Veranlassung zu der Novelle „Der zerbrochene Krug" werden sollte.

Zschokke nahm in Bern Wohnung im „Falken". Die erste Bekanntschaft mit einem eiteln und lästigen Bernerherrn führte auch gleich die des Aloys Reding von Schwyz herbei, der den spanischen Dienst verlassen hatte und nun in seiner Heimath lebte. Zschokke machte Ausflüge in die Gegend des Murten- und Neuenburgersees, zog sich aber eine Krankheit zu, die ihn mehrere Wochen in Bern festhielt, bis eine gespenstische Erscheinung die Gesundheit ihm wiederbrachte. Es war Mitternacht; er lag im Fieber; er sah, wie eine ehrwürdige Matrone im blutrothen Gewande, ein rothes Tuch um die grauen Haare geschlungen, eine Lampe in der Hand, sich nach ihm hindrängte, über ihn vorbeugte, ihren Mund öffnete und nach seinem Wunsche fragte. Er zitterte am ganzen Leibe und rief: Wer seid ihr? Sie gab sich zu erkennen als die Hausfrau; sie habe läuten hören und sei aufgestanden, um zu vernehmen, was ihm fehle. Von Stund an verlor sich das Fieber. Die wiedergewonnene Gesundheit trieb ihn fort, wenn das Schicksal günstig ist, nach Italien.

In frischer Kraft erreicht Zschokke Luzern, gewinnt in dem Stadtpfarrer Thaddäus Müller und dem Abbé Koch bleibende Freunde, durchstreift Unterwalden, besucht in Schwyz Aloys Reding und lernt den Abbé Joseph Businger kennen, überschreitet die Oberalp und tritt in Graubündens Oberland ein: „Da stand ich jählings in ein unbekanntes Zeitalter verzaubert, in welchem Kunst, Wissenschaft und Lebensbequemlichkeit noch unerfundene Dinge waren." Er blieb gerne einige Tage in dieser Urwelt, trieb sich mit einem Bauer, der in fremden Kriegen ge-

fochten hatte, auf Höhen und Thälern herum und mischte sich Abends unter die verwunderte Jugend des Dorfes. In Chur hoffte er sein Gepäck zu finden, um dann nach Mailand und Florenz zu reisen; es war nicht da, er mußte warten. So hatte er Zeit, den Dichter Salis-Seewis zu besuchen, den greisen Nesemann zu grüßen, welcher in Reichenau eine Erziehungsanstalt leitete, und dem würdigen Baptist Tscharner sich vorzustellen, der das erschütterte Staatswesen Graubündens leitete.

Im Jahre 1760 hatte Martin von Planta von Süs mit Peter Nesemann aus Bahrendorf bei Magdeburg auf dem Schlosse Haldenstein ein Seminar gegründet. Ulysses von Salis vereinigte dasselbe mit dem Philanthropin, das er in Marschlins eingerichtet hatte. Allein die politisch verfeindeten Familien wollten ihre Söhne nicht ein und derselben Leitung anvertrauen; daher legte Tscharner zu Reichenau eine neue Anstalt an und übergab die Führung Nesemann. Aber auch diese kränkelte unter der unheilvollen Eifersucht der Tscharner und Salis und war ihrer Auflösung nahe. Da kam wie ein Retter Zschokke. Tscharner machte ihm sofort das Anerbieten, das Seminarium als Eigenthum zu übernehmen. Zschokke wurde nicht Besitzer, aber Pächter. Er verstand es, die Anstalt von aller politischen Berührung fern zu halten, fand bei den Salis wie bei den Bavier unterstützendes Entgegenkommen und sah unter getreuer Mitwirkung von Nesemann und Bartels die Zahl der Zöglinge rasch wachsen; denn bis nach Mailand und Genua drang Reichenau's Ruf.

Ziellos war Zschokke dem wildstürmenden Paris entflohen; er suchte Frieden in sich und Frieden um sich. Der gelehrte Doktor war in die weite Welt gezogen, um den Wissensplunder abzuschütteln und stilles Dasein zu finden. Er sollte zur Wissenschaft zurückkehren, aber nicht um in derselben aufzugehen, sondern um mit derselben zu wirken. Er hatte sich Unabhängigkeit genug anerzogen, um im Gewühle der Ereignisse die Sicherheit des Handelns nicht zu verlieren; er war grundgesund und durfte es wagen, außerordentliche Arbeit zu übernehmen; er war edel genug, um auch im eigenen Mißgeschicke seine Leitsterne, das Gute, Wahre und Schöne, nicht zu verlieren. Und hier sollte denn auch der letzte Schatten jener heimlichen Krankheit verschwinden, die durch alle Studien hindurch an ihm genagt hatte. Während Kleist zerschellte an den unvereinten Kantischen Sätzen, schwang sich Zschokke über diese weg zur That und wurde gerettet: „Ich will den Traum des Daseins austräumen, so gut ich kann. Fehlt der Schlüssel zum Räthsel überall, so wird im Tode endlich auch das Räthsel selbst fehlen. Und wäre das Weltall ohne

seinen Gott, so will ich der Gott meines Weltalls sein und als ein vergänglicher Gott im Vergänglichen göttlich zu wirken streben."

Mit erneuter Lebenslust ergriff Zschokke seine Aufgabe. Es war ihm, als finge er erst jetzt an zu leben. Weitläufige Haushaltungsgeschäfte, Unterricht, Besuch, Korrespondenzen lösten sich ununterbrochen ab und doch fand er noch Zeit, zuweilen für den Stadtpfarrer Bavier in Chur zu predigen. In guter Jahreszeit durchstreifte er mit seinen Zöglingen das verworrene Netz der in einander verstrickten Thäler und lernte so Sitten, Bildungszustände und Einrichtungen der Bewohner kennen. Er sammelte, was in Mund und Schrift über die Vergangenheit des Landes bekannt war und so entstanden die „Historischen Skizzen der drei ewigen Bünde im hohen Rhätien" (1798). Der niedere Stand von Bildung und Sitte schuf „Das neue und nützliche Schulbüchlein zum Gebrauch für die wißbegierige Jugend im Bündnerlande" (1798), welches in einem kleinen Katechismus Religion und Moral lehrte, eine kurze Geschichte des Vaterlandes bot und in den schlichtesten Worten Nachrichten über das Weltgebäude, den Menschen und seine bürgerlichen Pflichten zusammenstellte. Der Griff war glücklich und die uneigennützige Schenkung des Manuskripts an den Buchdrucker machte es möglich, daß das Büchlein zu den billigsten Preisen in jedem Hause Eingang fand. Es galt als ein wahrer Hausschatz und die Führer an den Landsgemeinden wie die Kinder in den Schulen hielten sich an seiner Unterweisung; es soll noch heute in hohen Ehren stehen. Die Leiter des Staates erkannten die wirksame Bedeutung des Mannes und schenkten ihm das Staatsbürgerrecht, was vor ihm nur einem Einzigen gewährt worden war, und dies geschah auf Fürsprache der Parteien, welche sich so unheilvoll befehdeten.

In die Einrichtung des Seminariums mag Zschokke selber uns einführen:

„Die Jünglinge, welche zu Reichenau gebildet werden sollten, waren meistens bestimmt, Landwirthe, Kaufleute oder Gelehrte zu werden. Vermöge der Staatsverfassung hatte jeder derselben einst Anspruch auf die ersten Würden des Vaterlandes zu machen. Mit der wissenschaftlichen Bildung mußte zugleich Erweckung strenger Sittlichkeit und republikanischen Sinnes vereint sein. Entfernt von den Verführungen der Stadt und dem rohen Beispiel der Dorfbewohner, in einer angenehmen Einsamkeit, ohne klösterlichen Zwang, in vertrautem Umgang mit ihren Erziehern, ohne mit der Furcht vor dem Lehrer zugleich die Achtung zu verlieren, die dem Freunde gebührt, sahen sich die Zöglinge zu Reichenau in einer eignen Welt, wo nur die Jugend geliebt, nur der Fleiß geehrt ward.

„Gewohnt, sich als Brüder zu sehen, galt unter ihnen kein Unterschied. Der Sohn des Edelmanns und des Bauern, der Reiche und Aermere, der Einheimische

und der Ausländer genossen von den Lehrern gleiche Behandlung — so kam es den Zöglingen nie in den Sinn, eine Ungleichheit unter sich selbst einzuführen, welche nur Werk der Eitelkeit war. Sinn für Ordnung zu entfalten, sah man die Stunden des Schlafs, der Arbeit, der Zerstreuungen, des Essens, des öffentlichen Unterrichtes abgemessen, und wöchentliche Untersuchungen ihrer kleinen Habseligkeit, ihrer Bekleidung, ihrer Papiere und Bücher wurden angestellt. Tags und Nachts, in ihren Schlafsälen und Arbeitszimmern, bei ihren Spielen und Studien bemerkt, ohne von ewigen Weisungen und Predigten gedrückt zu werden, lernten sie handeln, wie vor den Augen des beständigen Richters, ohne in blöde Schüchternheit zu versinken. Ihre Spiele im Freien galten Stärkung der äußern Sinneswerkzeuge und körperlicher Kraft. Ihre Spaziergänge wurden, ohne Rücksicht der Witterung, bald durch Felder und Gebüsche, bald zu den Gipfeln benachbarter Hügel gehalten. Man übte sich, die Gluth der Sonne zu verachten, oder seinen Leib Sturm und Regen auszusetzen. Selbst im Winter die beschneiten Berge zu beklettern, fand man weder mühsam, noch unlustig.

„Verschiedene Lehrer hatten das Geschäft des Unterrichts unter sich getheilt. Jeder von ihnen gab in denjenigen Wissenschaften Unterweisung, welche er selbst als Lieblinge auswählte. Doch herrschte hier keine Willkür und Verwirrung, sondern der halbjährige Cursus der Lehrgegenstände wurde systematisch entworfen, in Programmen mitgetheilt, und ausgeführt. Von den ältern Sprachen wurde nur in der griechischen und lateinischen Unterricht ertheilt; von den neuern aber in der französischen, englischen, italienischen und deutschen. Schön und recht schreiben in diesen verschiedenen Sprachen, nebst Uebungen im guten mündlichen und schriftlichen Vortrage war mit jenem verbunden.

„In mehreren halbjährlichen Lehr-Läufen wurden folgende Wissenschaften vortragen: Geometrie, Arithmetik, Algebra, Buchhaltung, desgleichen Naturgeschichte, und Naturlehre. Ferner Logik, Anthropologie, Moralphilosophie (nach E. E. C. Schmid) und Naturrecht (nach Hufeland), Allgemeine Geschichte der Welt, besondere Geschichte des Vaterlands. Allgemeine Geographie; Erdbeschreibung und Statistik von Schweiz und Bünden.

„Die Zöglinge waren durch die Natur der Lehr-Art gebunden, mit fester Aufmerksamkeit dem Vortrage zu folgen, der ihnen nur gleichsam den Stoff zum eigenen Studieren, außer den Stunden des wirklichen Unterrichts gab, und davon sie jedesmal nachher die Resultate vorzulegen hatten. Die Trägheit und der Fleiß kannten keine andern Strafen, keine andere Aufmunterungen, als welche in der Zufriedenheit der Lehrer und dem Wetteifer der Schüler selbst lagen. Sporns genug für die Jugend. Selten hatten die Lehrer Ursach über Schlaffheit und Unthätigkeit zu klagen; aber oft mußte ihr ernstes Gebot Diejenigen zu Erholungen und Zerstreuungen auffordern, welche sich mit schwärmerischem Eifer dem Vergnügen Tage lang zu entziehen suchten, um in den Arbeitszimmern ihre Wißbegier zu stillen und ihre Kenntnisse zu erweitern.

„Als letzter Zweck ihrer Bemühungen ward ihnen weder Ruhm noch Gewinn zur Hoffnung gemacht. Die Wohlfahrt des Vaterlandes war das Ziel. „Das Vaterland bedarf in diesen Zeiten Männer von Geist und Entschlossenheit," so war der allgemeine unter allen Formen erscheinende Ruf ans Herz der Jünglinge; „ar-

beitet, denn auch eure Zeit wird kommen. Eure Stimmen werden einst in der Volksversammlung gehört werden. Unwissenheit, Trägheit, kaufmännischer Geist drückt das freigeheißene Land nieder. Zwietracht zerlöst die ewigen Bünde. Familien- und Faktionen-Herrschaft führt uns zum Untergang. Einer von Euch kann durch Weisheit, Vorsicht und Seelengröße einst Retter des Vaterlandes werden!"

„Früh ward den Jünglingen die Liebe des Vaterlandes, und das Gefühl für der Menschheit unvergängliche Rechte eingeflößt. Ihre Versuche in Gedichten, Reden, philosophischen und historischen Abhandlungen wurden der lautre Abdruck ihrer Empfindungen und Begriffe. Als nachher die unselige Revolution ausbrach, traten mehrere der Zöglinge unter die Fahnen des Vaterlandes freiwillig; verschiedene standen im Gewühl der Schlachten, als Männer; andre bezogen deutsche Universitäten, um dort ihre Bildung zu vollenden.

„Außer dem Unterricht in der Religion ihrer Väter und dem für sie eingerichteten sonntäglichen Gottesdienst, außer den Räthen der Lehrer und dem Werth, welcher überall der Tugend, dem Abscheu, welcher überall dem Laster oder fehlerhaften Gewohnheiten bezeugt ward, hatte die kleine Republik noch ihre besondern moralischen Institute. Es war ein Tag in jeder Woche; an diesem versammelten sich die Zöglinge zum Gericht über sich selbst. Aus ihrer Mitte hatten sie für mehrere Wochen Präsident und Schreiber zur Führung des Protokolls gewählt. Wer Beschwerden gegen einen seiner Mitschüler hegte, trug sie vor. Man hörte die Vertheidigung des Beklagten, ließ beide Partheien abtreten, berathschlagte über die fernere Untersuchung des Vergehens, oder über den Grad der dafür geeigneten Strafe. Es ward abgestimmt. Der Beklagte, wenn nicht der Kläger selbst, oder ein Lehrer für ihn bat, unterwarf sich geduldig einem Urtheil, welches er selbst hatte mitfällen helfen in ähnlichen Lagen anderer und er nie ungerecht heißen konnte. Den Schluß dieser richterlichen Sitzungen machten gewöhnlich Disputir-Uebungen über den Werth oder Unwerth von Handlungen berühmter Männer des Alterthums und späterer Zeiten, meistens moralischer Hinsicht. Da fanden Brutus und Cäsar, Charlotte Corday und Wilhelm Tell, die Preßfreiheit und der Krieg ihre öffentlichen Ankläger und Vertheidiger, welche in ausgearbeiteten Reden ihre Mitzöglinge bald durch die einfachen Wahrheiten der Vernunft, bald durch die Rührung der Gefühle zu Gunsten ihrer Sache zu stimmen suchten. Das Tribunal gab den Ausschlag. Nicht nur die Lehrer wohnten diesen Sitzungen gewöhnlich bei, sondern selbst aus den benachbarten Ortschaften kamen die Neugierigen, um die jungen Redner zu hören.

„Alles was in Reichenau geschah, die Lehr- und Freudenstunden, die Tisch- und Schlummerzeit konnte von Fremden beobachtet werden; jeder Ausländer hatte das Recht, die Anstalt Tage lang zu prüfen. Sie, die nur durch das Vertrauen des Publikums stark war, durfte sich den Augen desselben nie verbergen.

„Nur einen Tag im Monat gabs, wo die Handlungen der Zöglinge Geheimniß blieben, wo selbst Eltern und Verwandte der Eleven den Beschäftigungen derselben nicht beiwohnen durften. Es war der Tag des Sittengerichts. Die Jünglinge wurden ihre eigenen Beurtheiler. Eine der Feierlichkeit und dem Zweck der Handlung angemessene Rede eines Lehrers eröffnete die Sitzung. Abwechselnd trat einer nach dem andern von den Zöglingen ab. In verschlossenen Zeddeln gab jeder der Zurückgebliebenen seine Meinung über die angenommenen oder abgelegten Fehler des Bruders, und jeder bezeichnete die hervorstechende Tugend oder gute Handlung

desselben. Die Stimmen-Zeddel wurden nach ihrer Verlesung vernichtet, und diejenigen Charakterzüge, in welchen sich die meisten Meinungen der Beurtheiler vereinten, in's Protokoll eingetragen. Der von den Jünglingen aus ihrer Mitte gewählte Präsident machte dem Beurtheilten den Inhalt des Protokolls bekannt, belobte seine Tugend, und ermunterte ihn noch den haftenden Fehler zu entfernen, der seinen sämmtlichen Kameraden anstößig sei.

„Indem die Erzieher hier die geheimsten Falten des Herzens sich öffnen sahen, und auf Spuren geleitet wurden, die ihnen außerdem stets verborgen geblieben wären, gewöhnten die Jünglinge sich auf die öffentliche Meinung zu achten; sie sahen ihre moralische Gestalt im Spiegel des allgemeinen Urtheils, und, indem sie nach dem Bessern rangen, wurden sie ihre eignen Bildner."

Graubünden war seit mehrern Jahrzehnten in Parteien zerrissen durch die Art der Landvogtbestellung für das Veltlin, durch die Art der Zollverpachtungen und durch die Art der Beförderungen in französischen Diensten. Ueberall hatten einige Zweige der Familie Salis ihre großen finanziellen Vortheile gefunden. Seit dem Jahre 1787 hatte sich dies geändert und als im Jahre 1792 die Bündner Kompagnien in Paris verabschiedet wurden, lösten sie sich von den Interessen ihrer Heimath ab und wandten sich dem österreichischen Hofe zu. Sie tragen die Schuld daran, daß Worms, Veltlin und Cleven sich nicht als gleichberechtigte Staaten an Bünden anschließen durften und daher zur cisalpinischen Republik geschlagen wurden. Die Regierung von Bünden und der Landtag bemühten sich angelegentlich, die Ruhe des Landes aufrecht zu erhalten, die Neutralität zu wahren und wenn möglich den Anschluß an die Eidgenossenschaft zu erwirken. Dies wurde um so schwieriger, als in der Schweiz selbst die Revolution ausbrach und österreichische und französische Truppen an der Grenze standen; es wurde unmöglich, als das Volk durch die Partei der Salis aufgehetzt, sich gegen jede Verbindung mit der helvetischen Republik erklärte. Der Landtag löste sich auf, die Dreier-Regierung, an deren Spitze Tscharner stand, wurde durch einen Kriegsrath ersetzt, der in höchst gewaltsamer Weise gegen die Freunde der Helvetik verfuhr und am 19. Oktober 1798 den Einmarsch der österreichischen Truppen veranlaßte.

Zschokke hatte sich bis jetzt im Interesse seiner Anstalt von aller Politik fern gehalten; er war auch außerdem ein Feind gewaltsamer Vorgänge und meinte, daß auf friedlichem und organischem Wege allmälige Verbesserungen in der Staatsleitung sich erzielen lassen. So gemessen war der Verehrer eines Demosthenes und Rousseau geworden: „Ich sah ein, daß ich einst geschwärmt habe, wie ein Jüngling, daß die Menschheit

unreif unter den hohen Idealen der Philosophie liege, daß die Natur ununterbrochen ihren langsamen Weg wandle und der flüchtige Paroxismus eines Volks keine Ausnahme vom Naturgange mache." Er stand im Verkehr mit dem österreichischen Gesandten Baron von Kronthal und mit dem französischen Geschäftsträger Comeyras; jener wohnte in Chur, dieser hatte einen Flügel des Schlosses Reichenau gemiethet und faßte zu Zschokke so große Zuneigung, daß er ihn bat, ihn nach Corfu zu begleiten und daselbst das Unterrichtswesen zu ordnen. Die Gährung in Chur wuchs der Art, daß diese Zurückhaltung nicht mehr ausreichte, das Seminar unversehrt zu erhalten. Zschokke mußte sich erklären. Es konnte nicht fehlen, daß der Umgang mit dem neuen französischen Botschafter Guiot ihn in den Ruf eines Patrioten brachte. Als das französische Direktorium den Wunsch mittheilen ließ, Bünden möchte sich an die helvetische Republik anschließen, als durch die Umtriebe der Partei Salis die Nothwendigkeit nicht mehr umgangen werden konnte, zu entscheiden, ob Anschluß an die Schweiz oder an Oesterreich das Land retten könne, da blieb auch Zschokke nicht zurück. Er ließ eine Flugschrift ausgehen, in welcher er das Volk dringend ermahnte, der Forderung Frankreichs nachzugeben. Als die Entscheidung sich immer weiter hinauszog und von Aarau her das Verlangen immer entschiedener lautete, wandte sich Zschokke noch einmal an die Bündner in einem Aufrufe, an dessen Spitze stand: „Freie Bündner, verlasset die braven Schweizer nicht!" Die Schrift wurde in die verschiedenen Sprachen übersetzt und stärkte die patriotische Partei ganz gewaltig. Allein die Gegner hatten für sich den Vortheil der Waffen, den Hinweis auf die Gräuel der Revolution und die unglücklichen Vorgänge in Helvetien; die Mehrheit der Gemeinden verwarf am 29. Juli 1798 den Anschluß an die helvetische Republik. Nun waren die Patrioten schutzlos; Tscharner wurde abgesetzt; Salis-Seewis mußte flüchten; nur die Gemeinden Mayenfeld und Malans waren entschlossen, von Bünden sich zu trennen und auf eigene Faust der neuen Schweiz sich anzufügen. Dies erregte einen solchen Sturm im Lande, daß die Patrioten das Land verließen. Guiot warnte auch Zschokke; er selbst war im Begriffe, seinen Posten zu verlassen. Zschokke botanisirte eines Tages am linken Rheinufer und kam bis zum Schlosse Haldenstein. Dort traf er seinen Freund Bartels und brachte den übrigen Tag in froher Gesellschaft der Schloßherrin und ihrer Freundinnen zu. Es war ein Glück für ihn, daß er ebenso harmlos den Rückweg dem Calanda entlang einschlug; denn Mordbanden streiften auf den Straßen umher und suchten ihn; ein Preis war auf

seinen Kopf gesetzt. Erst jetzt entschloß er sich, das liebgewordene Reichenau zu verlassen und auf anderm Boden ein besseres Loos zu suchen. Er schwamm am 9. August 1798 auf breitem Holzfloße dem Dorfe Ragaz zu, wo viele Bündner, unter ihnen auch Tscharner, sorgenvoll des Ausganges der Dinge harrten.

Man einigte sich in den Berathungen über die Zukunft des Vaterlandes dahin, daß eine allmälige theilweise Vereinigung mit der Schweiz versucht werden möchte. Tscharner erhielt von Malans und Maienfeld Vollmacht, nach Aarau zu reisen und in diesem Sinne zu wirken. Zschokke sollte ihn begleiten. Sie trafen in Wallenstadt den Dichter Bernold, auf dem Wallensee den Regierungsstatthalter des Kantons Linth, Niklaus Heer von Glarus; in Lachen blitzten ihnen die ersten französischen Bajonnette entgegen; in Stäfa traf lauter Jubel zu ihren Ohren; Zürich trauerte um die vergangene Herrlichkeit. Sonderbare Mischung der Stimmungen! Schmerz um die versunkene Schweiz, Entsetzen vor den fremden Befreiern — und doch beseelte die edeln Gemüther der eine Gedanke: Voraus Erhaltung des Daseins und dann allmälige Wiederherstellung der Selbständigkeit.

Tscharner blieb nicht lange in Aarau; er kehrte nach Ragaz zurück und überließ die Einleitung und Durchführung der diplomatischen Aufgabe Zschokke allein. Eine schwere Arbeit unter Leuten, die sich selbst erst in ihrem neuen Staatswesen zurechtfinden mußten, eine noch schwerere unter den Vorzeichen eines entscheidenden Ausbruches in den bündnerischen Landen. Eine beträchtliche Anzahl von Gemeinden war entschlossen, dem Beispiele von Malans und Mayenfeld zu folgen; schon weilte im Auftrage des helvetischen Direktoriums der Kommissär Strauß von Lenzburg im Lande, — aber immer zahlreichere Schaaren ausgewanderter Patrioten meldeten, daß die Gewalt in den Händen der Gegner wachse und ihnen die Heimkehr versperrt und das Vermögen gefährdet sei. Zschokke sollte für sie das schweizerische Bürgerrecht erwirken; dies war der Inhalt jenes Aktenstückes, welches den graubündischen Agenten in die Mitte der helvetischen Rathsherren führte. Die Begeisterung zeigte deutlich genug, daß sein erster Schritt nicht umsonst war. Aber mehr zu erreichen war unmöglich. Malans und Mayenfeld wurden mit Gewalt zur alten Ordnung zurückgeführt; der französische Botschafter verließ das Land; am 19. Oktober rückten die österreichischen Truppen in Chur ein. Zschokke konnte auch jetzt nicht mehr thun, als einen Beschluß veranlassen, daß die Patrioten unter dem besondern Schutze der helvetischen Republik stehen und überall

lindernde Unterstützung finden sollten (22. Oktober). In den folgenden Tagen sprach er im Namen der Patrioten vor versammeltem gesetzgebendem Rathe und Senate in gehobener Rede den Dank aus für die dargereichte Bruderhilfe. Patriotismus und Mitleid wurden so mächtig erregt, daß auf Usteri's Antrag der Präsident den anwesenden Bündnern den Bruderkuß reichte und der Druck der Zschokkeschen Rede beschlossen wurde. Nun hatte Zschokke bei herannahendem Winter vollauf zu thun. Wo die Staatsmittel nicht ausreichten, half er mit eigenen Mitteln nach: „Ich verkaufte, was ich von meinen literarischen Arbeiten besaß, Reifes und Unreifes, Schauspiele, Uebersetzungen, Romane, davon schwerlich sonst Jemand erfahren haben würde, oder nahm Vorschüsse von Buchhandlungen auf Werke, die ich noch liefern wollte. Gewiß lebte im ganzen diplomatischen Korps, selbst der Aermste der Kopisten nicht, so kärglich und eingeschränkt als ich. Aber man sah mir's ja nicht an, daß mein Abendessen ein trocknes Stück Brod, mein Frühstück ein Glas Wasser sein mußte. Ich blieb frohsinnig, dachte an Schlaberndorf und theilte Andern mit, oder verschaffte den Fähigern Anstellungen durch mein Fürwort bei Ministern und Direktoren."

II.

In Aarau hatten am 12. April 1798 die Behörden der einen und untheilbaren helvetischen Republik ihre Sitzungen begonnen. Direktorium, Gesetzgebender Rath, Senat und ihre Kanzleien, richteten sich ein im städtischen Rathhause und in Privatgebäuden, so gut sie konnten. Die Abgeordneten hielten beständige Sitzungen und bedurften bleibender Wohnungen; die Gesandten und Agenten mit ihrem zahlreichen Personale forderten anständige Unterkunft; eine Standesgarde von 300 Mann mit Artillerie und Kavallerie sollte einkasernirt werden; fortlaufende Durchzüge französischer Truppen, unaufhörliche Kurrier- und Staffetenmeldungen, zahllose Fremde, welche keine Beglaubigung hatten, hielten die Munizipalität in beständiger Aufregung. In einer Stadt von kaum 2000 Einwohnern drängte sich die fremde Menge in einige wenige Gasthöfe zusammen. Hier fanden die französischen Kommissarien und helvetischen Direktoren reichliche Gelegenheit, den gewandten und sichern, den besonnenen und begeisterten Mann zu beobachten. Es entging ihnen nicht, daß er gerade diejenigen Eigenschaften besitze, welche in den aufgeregten Uebergangszeiten die gährenden Kantone in ruhiges Geleise zurückführen könnten. Man bedurfte eines Geistes, der die Kraft hätte, das helvetische

Volk allmälig an die neuen Zustände heranzugewöhnen, durch Förderung des Schulwesens, der Künste und der Wissenschaften einen empfänglichen Sinn vorzubereiten, durch Gründung literarischer Vereine allseitig ein bleibendes Bedürfniß nach Vervollkommnung der geistigen Fähigkeiten zu pflanzen. Zschokke erhielt von Stapfer den Auftrag, diesen Zweig des Kultusministeriums in Angriff zu nehmen — allein die eingetretenen Kriegsereignisse des folgenden Jahres zerstörten alle festen Ansätze und es blieb für einmal nichts übrig als die Pflege der literarischen Vereine, welche in Basel, Zürich, Winterthur und an andern Orten sich bildeten und in Luzern unter Zschokke's Leitung gediehen. Die helvetischen Behörden hatten nämlich am 24. September 1798 ihre Sitzungen in Aarau geschlossen und waren nach Luzern übergesiedelt, Zschokke mit ihnen.

Allein die Vereinigung gebildeter Kreise genügte noch nicht. Vor Allem aus mußte das Volk dazu gebracht werden, daß es sich mit der nun einmal bestehenden Ordnung aussöhnte; es sollte einsehen lernen, daß die französischen Truppen nur vorübergehend im Lande lägen, um die Rückkehr zu den frühern Zuständen unmöglich zu machen; es sollte Hand bieten, daß durch eine ruhige Entwicklung aus der unsichern Neugestaltung geordnete Verhältnisse sich wieder aufbauen ließen. Dazu konnte ein Blatt führen, welches zum Volke niedersteigen und in schlichten und verständlichen, muntern und witzigen Gesprächen und Erzählungen Zustände und Veränderungen, Hoffnungen und Enttäuschungen, Edelsinn und Eigennutz auseinandersetzen sollte. Heinrich Pestalozzi hatte im Auftrage des Direktoriums ein helvetisches Volksblatt herausgegeben und wünschte Zschokke's Mithilfe. Zschokke jedoch tadelte den schulmeisterlichen abhandelnden Ton und die Abhängigkeit von der Regierung. Es gelang ihm, Pestalozzi zu überzeugen, daß das Blatt bis auf seine äußere Erscheinung hinab nicht über den Volkskreis hinausgreifen solle. Er meinte daher, daß es wie die Volksbücher auf den Märkten in grauem dickem Papier, mit rothem Titel, breitem Druck, kalenderartig und krämerhaft erscheinen sollte. Pestalozzi stimmte ein und im Oktober 1798 erschien die erste Nummer des „aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten, welcher nach seiner Art einfältig erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun". Das Blatt fand überraschenden Absatz und zählte trotz der nachahmenden Gegenschriften 3000 Abonnenten. Wenn nicht die Kriegsereignisse dazwischen getreten wären, es hätte ohne Zweifel seine Bestimmung erfüllt und das aufgeregte Volk zu ruhiger Ueberlegung und

die junge Schweiz zu gedeihender Entwicklung gebracht. Zwei Aufsätze mögen einen Begriff von der Führung des Blattes geben:

1.

Bürger oder Herr?

Wie klingts besser?

(Nebst einem Brief an meinen ältesten Sohn.)

Die Erfahrung lehrt, daß wenn die Leute nicht klug sind, sie sich unterweilen pudelnärrisch aufführen; und solange sich die Leute des Wohlanständigen und Vernünftigen schämen, sind sie nicht klug.

Ists nicht heuer beynah so arg, wie in der Sprachenverwirrung beym babylonischen Thurm?

Ich heisse Storchschnabel. Nun nennt mich der eine Herr Storchschnabel, der andere mich Bürger Storchschnabel, der dritte wills gar gut machen und sagt: Herr Bürger Storchschnabel.

Es giebt auch zuweilen Kammerjungfern und andere Perückenköpfe aus dem alten Testament, die nennen mich gar Musjech Storchschnabel, und machen dabey den Mund so spitz, als schmeckts, wie Honig und Zucker. Mancher schämt sich Bürger zu sagen, und macht immer, wenn ers sagen muß, ein Gesicht dazu, als hätt er Kieselsteine zwischen den Zähnen. Narr, warum schämst Du Dich den Bedienten- und Unterthanen-Kittel auszuziehen, und zu jedem zu sagen: ich bin nun, was Du bist! Mancher, der einen Haarbeutel trägt, oder zwei Uhren; oder der weiland Bürgermeister war und nicht mehr meistern kann, oder Rathsherr war, und von dem sich kein Mensch mehr rathen lassen will, oder sonst so einer, ärgert sich sehr, wenn er unsereinen Bürger nennen soll; er kann sich gar nicht drein finden, daß andere ehrliche Leute auch wirkliche Menschen sind, und ein gepuderter Kopf nicht mehr gilt, als ein ungepuderter. Wenn mir einer sagt: mein Herr! so klingts immer wie: mein Narr! Denn so lange wir Herren gehabt haben, haben sie auch immer Narren gehabt.

Als mein ältester Sohn mir in seinem Briefe die Frage vorlegte, ob es vernünftiger sey, Herr oder Bürger zu sagen? antwortete ich folgendermassen:

Mein Sohn Hans Jürgen! Das ist nur wieder eine dumme Frage von Dir; und alle Welt sieht daraus, daß Du spät gescheid wirst.

Bürger! sollst Du sagen. Denn es heißt in der Schrift: die da sagen: Herr! Herr! werden nicht ins Himmelreich kommen; — will sagen, die werden nie zur brüderlichen Eintracht und Glückseligkeit gelangen. Sie hassen die wahre Freyheit, und können die Schweiz für 30 Silberlinge verkaufen und verrathen; gleichwie Judas unsern Heiland verrathen hat.

Seitdem die Schweizer ihre alte Freyheit nach und nach verloren, haben sie Herren bekommen und sogar gnädige Herren. Gott allein ist gnädig; und wer alle Menschen Herr nennt, der rühme sich nicht ein freier Mann zu seyn.

Auch muß ich Dir sagen, daß man nicht zum Wilhelm Tell gesagt hat: Herr Wilhelm Tell! — Folglich sollen wir einander auch nicht Herren heissen, sintemahlen das Reich Wilhelm Tells wieder hergestellt werden muß. — Da

wir einst Bürger des Himmels werden, nicht Herrn des Himmels: so wollen wir auch Bürger auf Erden heissen.

Gruß und Vaterliebe.
Peter Storchschnabel.

2.

Sendschreiben des türkischen Kaisers an den aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten.

(Muß nur anmerken, daß der türkische Kaiser von Natur etwas unhöflich ist, und keine Liebe zum Christenthum hat, und mit freien Leuten nicht gern schaffen mag, sonst ist er daneben ein guter Mann, und thut keinem was zu Leide, der von Constantinopel siebenhundert Meilen weit wohnt.)

Du Christenhund! Habe dein Schreiben empfangen und meine Majestät hat sich daran ergötzt. Ihr Schweizer sind Schuld daran, daß die Freyheit in die Welt gekommen ist, und daß die Völker izt alle frei seyn wollen, wie ihr seid. Auch habt ihr durch euer Beispiel die Franken verführt, daß sie sich frei gemacht haben, und mir izt in meinem Lande so viel Lärmen machen, daß mir der Kopf brummt. Meine Sclaven in Griechenland rebellieren, und wollen auch frey sein, und Buonaparte ist mir in der Nähe, und der verruchte Passawan Oglu schlägt meine Armeen aufs Haupt, wo er sie sieht. Sag nur, du Christenhund, was ist dabei zu machen?

Jedoch thut es den Ohren meiner Majestät wohl, zu vernehmen, daß es noch Leute bei euch giebt, die sich nicht in die Zeit schicken wollen; die ihre Freyheit und das ganze Land um einen türkischen Batzen verkaufen mögten; die viel darum gäben, wenn die alte Unordnung wieder bei euch einkehrte; und die gerne das Land und die Leute wieder trennen mögten, damit die Schweiz wieder ein schwaches Land werde.

Wenn ihr von solchen brauchbaren Menschen zwei- oder dreihundert Stück zu viel habt, so schickt sie mir; ich kann sie brauchen, um meinen Sclaven in Griechenland die Freiheitsliebe auszureden. Packt sie gut ein; die Transportkosten will ich tragen; auch will ich sie auf eigene Kosten nach türkischem Brauch beschneiden lassen. Gehab dich wohl, Christenhund.

3.

Antwort des wohlerfahrnen und aufrichtigen Schweizerboten.

Bürger türkischer Kaiser, Freut mich sehr, daß ihr mir geschrieben habt. Bei uns zu Lande pflegt man aber die Menschen Bürger zu heissen, bei euch wahrscheinlich heißt man sie Hunde, weil Hunde immer einen Herrn haben müssen. Freie Bürger haben keinen Herrn. Euren majestätischen Ohren wird es nicht unlieb sein, gnädigst zu hören, daß wir dermalen starken Vorrath haben von gewissen Leuten, die ihr in eurem Lande „brauchbare Menschen“ nennt, bei uns aber, unter vernünftigen Schweizern nicht viel mehr gelten, als saurer, abgestandener Wein, welcher Bauchgrimmen macht. Sie sind bei uns wohlfeiler, als taubes Stroh; und stehen gern zu euren Diensten. Jedoch müßt ihr wissen, daß man sie

nicht einpacken kann, wie Schafsfelle, sondern sie sind Menschen, wenigstens dem Gesicht nach zu urtheilen. Darum rath ich unmaßgeblich, Bürger türkischer Kaiser, macht es ganz einfach. Hänget eine Elle rothen Bandes aus und saget: Das ist ein Ritterorden! — saget, ich brauche einen Landammann von Corinth, einen Schultheiß von Cappadocien, und einen Bürgermeister von Jerusalem und dergleichen, und ich wette, sie kommen Euch alle von selbst gelaufen, wie die zahmen Hühner, denen man Gerste vorstreut.

Wollt Ihr sie ganz und gar behexen, so sezt zu jedermanns Namen, das Wörtlein von; heißt einer, zum Beispiel Ehrlich, so nennt ihn Herr von Ehrlich; will sagen: Du bist weit davon, ehrlich zu seyn; oder du bist weit davon, den Namen deiner Väter zu verdienen u. s. w. — Ihr glaubet nicht, Bürger türkischer Kaiser, wie das wirkt!

Was endlich die Beschneidung betrifft: so möget ihr vielleicht glücklicher seyn, wie wir in der Kunst. Sie lassen alles beschneiden, nur nicht ihren Stolz, ihre Thorheit und ihre Tücke.

Erfreut mich bald mit einer Antwort, und grüßet freundlich eure 365 Kebsweiber und Gemahlinnen von mir.

Ich bin ꝛc.

Bekannt sind die vergeblichen Versuche der alten Kantone, sich der helvetischen Verfassung zu erwehren; bekannt ist der heldenmüthige Kampf, in welchem Nidwalden der Uebermacht der Franzosen erlag; bekannt ist die Fürsorge der Regierung und des Generals Schauenburg, das niedergeworfene Land wieder aufzurichten. Noch bluteten die Wunden, und als der Erzherzog Karl nach der Schlacht bei Stockach über Schaffhausen in die Schweiz vordrang, brach allwärts der Sturm wieder los und die Besiegten beeilten sich, die alten Einrichtungen herzustellen. Wie sollte das unglückliche Nidwalden der Versuchung widerstehen, die verhaßte Verfassung abzuschütteln, wie leicht konnte es geschehen, daß fremde Heere das Land überflutheten und noch vollends zertraten! Um das Schrecklichste zu verhüten, sandte das Direktorium am 14. Mai 1799 Zschokke mit außerordentlichen, aber allgemein gehaltenen Vollmachten nach Nidwalden. Er betrat in Begleitung eines Reichenauer Zöglings, des jungen Denz aus Chur, den Boden des Landes in Stansstaad und wanderte mit zerrissenem Herzen durch das Thal. Vor vier Jahren lachten ihm Land und Leute in fröhlichem Wachsen und Gedeihen entgegen. Nun grinsten ihn Schutt- und Aschenhügel, verkohlte Stämme und verzweifelnde Menschen an. Er versicherte sich vor Allem der Herzen und des Zutrauens Derer, welche seinem Schutze anvertraut waren. Dreißig Gefangene sollten eben vor ein Kriegsgericht nach Rapperswyl abgeführt werden. Er hielt sie zurück und erwirkte gelinde Bestrafung; im Lande herum lagen noch

119 Personen in Verwahrung, welche an Zusammenkünften der Verschworenen theilgenommen hatten; auch diese kamen mit mäßigen Bußen davon. In Aarburg schmachteten 225 Bürger aus den kleinen Kantonen; sie wurden alle gleichzeitig in ihre Heimath entlassen und behielten ihren Groll im Herzen; es gelang Zschokke, auch diese unter scharfer Aufsicht zu halten. Andere Aufwiegler, welche in ihre Bezirke eingebannt waren, sollten nach dem Kanton Leman abgeführt werden. Zschokke ließ sie im Lande, um nicht durch die verhaßte Deportation den verhandenen Unwillen noch zu steigern. Die Geiseln, welche in Basel der Erlösung harrten, kehrten durch seine Verwendung nach und nach zu ihren Familien zurück und blieben ihrem Erretter ihr Leben lang dankbar für die weise Fürsorge. „Alle Revolution, mag ihr Ziel auch das heiligste sein, wird von Leidenschaft gemacht und nur durch die kühle Vernunft beendigt." Als die militärischen Bewegungen am Gotthard begannen, als die Regierung ihren Sitz nach Bern verlegte, als die Obwaldner unruhig wurden, da galt es, die Nidwaldner in gefahrloser Stimmung zu erhalten. Zschokke gab den Leuten Gelegenheit, Geld zu verdienen, brachte die magazinirten Waffen nach Luzern, sorgte für möglichst wenig drückende Unterbringung der zurückgedrängten Truppen, schaffte für die hungernden Menschen Unterstützung, errichtete eine allgemeine Landwehr und wußte sich bei den Generalen eine solche Achtung zu ertrotzen, daß auch die Soldaten sich der Gewaltthätigkeiten enthielten. Er begleitete den General Loison über den Brünig und ins Gadmenthal, um den Transport von Lebensmitteln, Munition und Geschütz zu erleichtern und zu beschleunigen; er unterstützte mit der Bürgermiliz die Aufstellung der Franzosen und hatte die Freude, zu bemerken, daß unterdessen die Gemüther der Nidwaldner sich besänftigten und daß diejenigen, welche vor einem Jahre im erbittertesten Hasse gegen die Franzosen gekämpft hatten, nun an ihrer Seite die Grenzen gegen die heranrückenden Russen deckten. Er durfte am 25. September 1799 in seinen Bericht an das Vollziehungsdirektorium folgende Worte einfließen lassen: „Nicht ohne ein lebhaftes, freudiges Gefühl kann ich meiner Regierung die Versicherung ertheilen, daß gegenwärtig im Distrikt Stans die strengste Ordnung und eine heitere Ruhe herrschen, wie seit Beginnen der Revolution hier noch nie stattfand. Der Bezirk ist auf dem Wege, bald der Republik ganz anzugehören; selbst der Geist der Freude fängt sogar an, sich auf diese Ruinen allmälig niederzulassen."

Freilich konnte Zschokke nicht vermeiden, daß im vorüberrauschenden Gedränge der hin- und hergeschobenen Truppen Pestalozzi in seiner

segensreichen Arbeit nicht gestört wurde. Die Zahl der Kinder wurde von 80 auf 20 vermindert; Pestalozzi verließ Stans.

Die Ohnmacht der helvetischen Regierung, die Annäherung der österreichischen Truppen, die Deportation mehrerer ehemaliger Regierungsglieder hatte in Schwyz das Volk zum Aufstande gereizt (Frühling 1799). General Soult bezwang das Land und überließ es der Willkür der Soldaten. Da das Vollziehungsdirektorium dem Unheil keine Grenzen setzte, begab sich Zschokke eigenmächtig an Ort und Stelle (27. August) und sah ähnliches Unglück wie in Nidwalden. Die Dörfer waren leer, in den Straßen lungerte Kriegsvolk herum; Dragoner drohten Redings Haus niederzubrennen. Zschokke verständigte sich sofort mit dem General Molitor, bezog das Haus Redings und drängte das lose Volk weg, stellte die gesetzliche Verwaltung wieder her, rief die Flüchtigen nach Hause, richtete im verwüsteten Kloster Einsiedeln den Altar wieder auf und verhieß allgemeine Amnestie und Sicherheit. Die Regierung billigte Zschokke's Eingreifen und ernannte ihn zum Kommissär des Kantons Waldstätten, der Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug umfaßte. Welches Elend sollte er erst in Uri, im hohen Urserenländchen finden, wo die Armuth die Kriegeslast unerträglich machte und General Lecourbe kein Herz hatte für die Leiden der armen Hirten. Aber auch ihn bezwang Zschokke und er gewann freie Hand. Als die fremden Heere abgezogen waren, gelang es ihm, mit Unterstützung vieler braver Männer, die Unglücklichen wieder in ihre Hütten zurückzuführen. Ein Aufruf, in alle Lande versendet, brachte aus Europa reiche Summen zusammen und die Kinder fanden liebreiche Aufnahme in menschenfreundlichen Familien der äußern Schweiz. Zschokke wünschte die wiedergekehrte Ordnung und Ruhe zu befestigen durch bessere Einrichtung der Schulen, durch Gründung landwirthschaftlicher Vereine, durch Errichtung von Wollenfabriken, durch Ausbeutung des Torfes im Thale von Einsiedeln und durch Hebung der Steinkohlenlager am Roßberg. Aber es hätte eines längern Aufenthaltes bedurft, um den gelegten Samen zum Keimen zu bringen. Zschokke wurde nach dem Tessin gerufen.

Die italienischen Vogteien waren zwei freie Kantone geworden. Allein die Umtriebe der Patrioten, welche Lugano und Mendrisio zu Cisalpinien schlagen wollten, und die Härte der helvetischen Beamten riefen einer dritten Partei. Diese riß die Regierung an sich und war bereit, das Land den Kaiserlichen zu übergeben — als Napoleon im Mai 1800 über den großen St. Bernhard zog und gleichzeitig General Moncey

25,000 Mann über den Gotthard führte. Zschokke erhielt vom Vollziehungsausschusse den Auftrag (21. Mai 1800), Moncey zu begleiten und die helvetische Regierung wiederherzustellen. Es war eine schwere Aufgabe, zugleich für die schlecht ausgerüsteten und ausgehungerten Truppen zu sorgen und die Bewohner des Landes vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Zschokke konnte nicht verhüten, daß nicht die Soldaten sich in alle Hütten zerstreuten und sich selbst verschafften, was ihnen die regelmäßige Verpflegung nicht geben konnte. In Lugano erschien er als Befreier; aber welch harte Arbeit sah er vor sich, als er statt der zwei Kantone Lugano und Bellinzona acht neue Staaten antraf, als die Geistlichen in ihr Gebet den Kaiser einflochten, als die Getreideeinfuhr zu zahllosen Plackereien führte, als die Parteien wieder gegen einander aufloderten. Zschokke verbot jegliche Untersuchung über die abgetretene Regierung und erstickte so die Rache, welche nur zu gerne aus neuen Prozessen frische Nahrung geschöpft hätte. Er handelte nach den Eingebungen der Klugheit, ließ die wildesten Schreier verhaften und war entschlossen, die Getreideerpressungen mit Gewalt zu endigen; er gab der Geistlichkeit den Zehnten zurück und schied aus dem Tessin mit dem Bewußtsein, das Volk zur Besonnenheit zurückgeführt zu haben (Spätherbst 1800).

Während Zschokke in Bern seine letzten Anstrengungen machte, die italienische Schweiz von dem Drucke der cisalpinischen Getreidesperre zu befreien, ernannte ihn der Vollziehungsrath zum Regierungsstatthalter in Basel. Unbekannt mit den innern Zuständen, den Parteien und den Bedürfnissen des Volkes wollte er sich in einer Versammlung von Abgeordneten in Gelterkinden ein Bild der Lage verschaffen. Er hörte allerlei von Zehnten und Bodenzinsen, überzeugte sich aber gleichzeitig, daß Beruhigung unmöglich sei. Und in der That, am 4. Oktober 1800 rückten die Bauern gegen Liestal. Die helvetischen Truppen wollten angreifen: „Aber des festen Entschlusses, meinen Eintritt in den Kanton nicht mit Vergießung von Bürgerblut zu beginnen, lieber das eigene Leben daran zu setzen, warf ich mich auf's Pferd, stellte die Truppen vor der Stadt auf, diese zu schützen, und sprengte, begleitet vom Obersten, unter Bedeckung von vier Reitern, den brüllenden Haufen entgegen. Es war Mitternacht, mondhell. Der Landsturm hielt bei der Brücke eines Baches, in der Vermuthung, angegriffen zu werden. Sobald aber die verworrene Menge mich und mein kleines Gefolge erkannte, drängte sie sich heran, mich zu hören. Ich gebot Schweigen, schilderte die Folgen ihrer Unbesonnenheit, zeigte im Hintergrund der Empörung Mord und Brand der

Dörfer, den Anmarsch französischer Brigaden. Man gelobte Gehorsam." Damit hatte der Lärm sein Ende erreicht und als Zschokke die Begnadigung der zum Tode Verurtheilten erwirkte, fügte sich der Landmann willig in die bestehende Ordnung. In Basel hatte Zschokke Gelegenheit, gegen die Erpressungen bei Getreidezufuhren ebenso energisch vorzugehen wie im Tessin. Er zeigte dem General Amey das auf dem Münsterplatz aufgestellte Milizbataillon der Stadt und das wirkte.

Hier zum ersten Male seit langer Zeit konnte Zschokke wieder den längst entbehrten Studien sich hingeben; er verwendete einen Theil seiner Mußestunden zur Aufzeichnung der Ereignisse, deren Zeuge er gewesen war. Er schrieb die „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone" (1801) und arbeitete an den „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" (gedruckt 1803—1805). Hier auch zum ersten Male übersah er den Stand seiner Geldmittel; er hatte dem Staate unentgeltlich gedient und sogar Vorschüsse gemacht. Als er dem Minister des Innern seine Rechnung zusandte (6. Dez. 1800), fügte er bei: „Nie hab' ich von der Regierung als Vergütung meiner Arbeiten einen Gehalt gefordert. Allervörderst bitte ich recht sehr, für die im Rückstand gebliebenen Sekretärs um deren volle Besoldung, damit auch diese mir nicht ganz zur Last falle."

Während Zschokke in Basel sich erholender Beschäftigung hingab, vollzogen sich in der helvetischen Republik rasch aufeinanderfolgende Aenderungen, welche schließlich den Föderalisten das Uebergewicht gaben und Aloys Reding an die Spitze der Regierung stellten (Oktober 1801). Da Zschokke die Rückkehr zur alten Kantonsherrschaft verabscheute und nur in derjenigen Staatsverfassung bleibendes Heil sah, welche mit den neuen Ideen der Freiheit Schritt hielt, trat er von der Stelle eines Regierungsstatthalters in Basel zurück, so schwer es ihm wurde, seinen Freund Reding zu verlassen (17. Nov. 1801). Er verließ Basel, begleitet von den Chasseurs der Stadt und sprach mit bewegtem Herzen Worte des Dankes: „Wie hätte mir auch nicht eine Stadt, wie Basel, sollen lieb und theuer geworden sein, in der ich, nach mehrjährigen, wilden, schweren Drangsalen, meine frühere Harmlosigkeit, gleichsam mich selbst wiedergefunden hatte!" Er siedelte nach Bern über und ließ sich auch da nicht dazu bewegen, wieder in die Politik einzugreifen und eine Gesandtschaft nach Amiens zu übernehmen.

Zschokke durfte über die drei Jahre mit innerer Zufriedenheit zurückblicken. Er hatte die Nothwendigkeit erkannt, daß die alten Formen fallen

mußten; er hatte dafür ein Seminar und Bürgerrecht in Graubünden aufgeopfert; er stellte sich mitten in die gefährlichen Parteien in Unterwalden, Schwyz, Tessin und Basel und verstand es, ein ruhigeres Verständniß der Zeit anzubahnen; er blieb seiner Ueberzeugung treu, als ihn die Freundschaft mit Aloys Reding in die Versuchung führte, eine glänzende Rolle zu spielen; er trat zurück, und der Mann, auf dessen Wink kurz vorher Bataillone unter das Gewehr gerückt waren, sah mit überlegenem Lächeln, wie der Polizeidirektor in Bern seine Wohnung bewachen ließ.

Es lag am nächsten, zu derjenigen Thätigkeit zurückzukehren, welche sein früheres Glück ihm angewiesen hatte, und die Wiederaufrichtung des Seminars in Reichenau zu versuchen. Aber auch der alte Gedanke tauchte wieder auf, ein stilles Heim zu suchen; vormals war es der Ueberdruß an dem Wissensplunder, der ihn in die Einsamkeit trieb; diesmal die Sehnsucht nach den Wissenschaften, die ihn der Oeffentlichkeit entzog. Der Heimlichkranke war geheilt von dem Zwiespalte des Wissens und Glaubens; das Leben hatte ihn geklärt und eine tapfere Lebensweisheit geschaffen. „Wie das uferlose Weltall nur gleichsam der sichtbare Schleier der in ihr wesenden Natur ist, so erschien mir die Natur als der Schleier Gottes, in welchem er sich uns offenbart.“ Die durch die Philosophie angeeigneten Lehren, die durch die Erfahrung gewonnenen Grundsätze und die im Leben erprobte Ueberzeugung fanden eine novellistische Form im „Alamontade“ (1802), der ins Englische und Französische übersetzt wurde und noch vierzig Jahre manchen stillen Dank erntete.

Wie ganz anders war Kleist gestimmt, der auch in Bern weilte. Er suchte in irrem Wandern die Ruhe des Gemüthes und fand sie nicht, weil ihm die That fehlte. Zschokke wollte einsam leben, um seine gesunden Kräfte andern Aufgaben zuzuwenden. Kleist verbarg sich vor den Menschen, um sein angegriffenes Gemüth durch die höchste Anspannung des dichterischen Genius zu stillen. Beide hatten in Frankfurt die nämlichen Professoren gehört, beide hatten die nämlichen Seelenkämpfe durchgerungen, beide trafen sich in heiterer Gesellschaft wieder in Bern. Beider Stimmungen verstanden sich so gut, daß sie in gemeinsamem dichterischem Wettkampfe sich maßen. Ueber die cruche cassée, welche Zschokke aus Paris mitgebracht hatte, schrieb Zschokke die Novelle und Kleist das Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. Ihnen schlossen sich an Louis Wieland, der Sohn des Dichters, der eine Satire versprach, und Heinrich Geßner,

der Schwager Wielands, der wahrscheinlich eine Idylle Salomon Geßners in Verse brachte.

Graubünden war noch viel zu unruhig, als daß Zschokke ernstlich an Reichenau zurückdenken durfte. Dagegen schien der Aargau die gewünschte Stille zu bieten. Kleist und Wieland begleiteten ihn. „Wir wählten eben nicht den nächsten Weg. Man mag sich leicht das ergötzliche Umherfahren der drei jungen Poeten vorstellen, die überall Paradiese und Wüsten, Göttinnen und Ungeheuer sahen, wo sie kein anderes Auge fand. Es war das Umherschwärmen von Schmetterlingen, die der winterlichen Entpuppung eben enschlüpft, über Wiesen gaukeln, von jeder Blume gelockt, von keiner gehalten.“ Der Senator Joh. Rudolf Meyer, der Wohlthäter von Aarau, machte ihn auf das verlassene Schloß Biberstein aufmerksam und er beschloß, dort Wohnung zu beziehen.

III.

Biberstein, ehemals eine Johanniter-Besitzung, später Sitz eines bernischen Landvogtes und kurze Zeit in Anspruch genommen für Bureaux der helvetischen Regierung, liegt am Fuße der Gisulafluh, auf einem schroffen Felsen über der Aare; auf- und abwärts schweift das Auge über die Fläche des eigensinnigen Flusses; vor sich über das Suhrenthal weg erreicht der Blick die glänzenden Firnen des Alpenkranzes. Klein, eng ummauert, bescheiden angelegt, konnte das Schloß einen stillen und anspruchslosen Aufenthalt bieten einem Manne, der im Genusse der reinen Natur und im Umgange mit schlichten Menschen nur sich selbst angehören wollte. Die Studien früherer Zeit tauchten wieder auf und fanden fruchtbaren Boden.

Der Aargau hatte sich eben erst neu zusammengesetzt aus dem bernischen Gebiete, der Grafschaft Baden, den Freien Aemtern und dem Frickthale und sollte nun durch eine glückliche Organisation festgebunden werden. Zschokke griff da ein und wollte vor Allem aus durch den ganzen Kanton die Waldverwaltung so gestalten, daß mit der rationellen Bewirthschaftung auch die gesteigerten Erträgnisse Schritt halten könnten. Die botanischen Ausflüge in Graubünden, die Beobachtungen in Unterwalden, Schwyz und Tessin, die geographischen, physikalischen und chemischen Studien befähigten ihn, sich rasch mit den Bodenverhältnissen des Aargau's bekannt zu machen und der Ruf des forstkundigen Mannes verbreitete sich so schnell, daß er für die Gemahlin des ersten Konsuls Pflanzen und Samen

von Alpengewächsen besorgen und daß er Vorschläge machen mußte, wie die Sandebenen und Dünen im Departement Les Landes durch Bewaldung vor Ueberfluthung gesichert werden könnten. Einzelne Gemeinden wandten sich an ihn, wenn der Borkenkäfer die Nadelhölzer verheerte oder die Axt das letzte Buschwerk an ihren Bergen abgetrieben hatte. Der Kanton Aargau vertraute ihm die Oberaufsicht über sämmtliche Waldungen an. „Der Alpenwald" (1804) verbreitete sich über die Vegetation des Hochgebirges und legte den Alpenbewohnern dringend ans Herz, die Wälder richtig zu bewirthschaften. Ein Lehrbuch, „Der schweizerische Gebirgsförster" (1806), führte ein in die Forst- und Naturgeschichte, Forstwirthschaftslehre und Forstverfassungslehre und sollte für die Forstbeamten sichere Wegleitung sein; ein Forstgesetz ordnete Saat und Schlag und sicherte einen naturgemäßen Ertrag. Der Aargau ging voran in Vermessung und Aufnahme der Wälder, in der Eintheilung der Schläge, in der Regelung des Weidganges und der Holzberechtigungen und mancher Kanton folgte seinem Beispiele. Es lag nahe, daß nicht nur was der Boden trägt, sondern auch was er birgt, in diese Studien hineingezogen wurde. Der Bergrath Zschokke arbeitete daran, Bohnerz, Alabaster, Salz und Steinkohlen nutzbringend zu machen.

Dieses Glück, nach den unseligen Zeiten der Aufregung und Verwirrung in friedlicher Neugestaltung dem schwer geprüften Lande aufzuhelfen, ließ keine Versuchung mehr aufkommen, nach glänzender Umgebung und geistreichem Spiel zu haschen. Karl von Bonstetten wollte durchaus, daß sein Freund in den Kreis der Frau von Staël trete und ihr ständiger Reisebegleiter werde, unter Bedingungen, welche lockend genug waren, manchen hochbegabten Mann in ihre Nähe zu bringen. Zschokke lehnte ab. Ebenso wenig vermochten neue politische Stürme ihn aufzustören. Als im August 1802 die Föderalisten die Unitarier überwältigten, die helvetische Regierung von Bern nach Lausanne flüchtete und Aloys Reding abermals meinte, die Schweiz gerettet zu haben, entzog er sich jeglicher Berührung durch Forstreisen im Schwarzwalde und Elsaß; Hüttenwerke, Holzflöße, Bergwerke hielten ihn fest und er freute sich, mit neuen Erfahrungen bereichert heimkehren zu können. Die berauschten Rotten, welche Biberstein durchschwärmten, erregten ihm Ekel vor dem so arg mißbrauchten Volke, und um seinen Freund Reding that es ihm leid, der in der Verkennung der wirklichen Verhältnisse immer tiefer in die Verblendung sich hineinverirrte. Auch von der Consulta, welche Napoleon nach Paris berief, blieb Zschokke fern. Aber er achtete das Mediations-

werk, welches in kluger Würdigung der Verhältnisse für lange Zeit Ruhe in die Gemüther und Handel und Wandel in richtigen Gang brachte.

Der stille Friede, welcher die segensreiche Arbeit begleitete, fand seine Weihe in dem ehelichen Glücke, welches Nanny Nüsperli brachte. Zschokke hatte sie schon früher in Basel gesehen, ohne sie zu kennen; in einem Konzerte in Aarau begegnete ihm das nämliche Gesichtchen wieder — und als er hörte, daß sie die Tochter des benachbarten Pfarrers in Kirchberg sei, waren Besuche selbstverständlich. Eine Reise nach den Pyrenäen unterblieb; ein Blitzstrahl, der in stiller Nacht ins Schloß fuhr und Zschokke's Nacken und Hüfte streifte, erschloß die besorgliche Liebe der ängstlichen Nanny. Als die Wohnung für das junge Paar neu und bequem hergerichtet war, führte der würdige Vater das Paar zusammen am 25. Februar 1805. Joh. Peter Hebel sandte seinen Gruß in einem Gedichte, dessen dritte Strophe hier folgen möge:

Und wenn er mittem ôbedstern
in d'heimet chunnt, was hätt er gern?
's sött näumis an der hûstüür stô,
es sött em lieb eggege chô,
und fründli säge: „grüeß di Gott,
du liebe mâ und Schwîzerbott!“

Glückliche Ehen werden im Himmel geschlossen. Zschokke war es vergönnt, bis an sein Lebensende von seiner treuen Gefährtin unterstützt zu sein. Er preist sich im hohen Alter glücklich, zurückblicken zu können auf seine acht Söhne und die eine Tochter, welche unter seiner sorgfältigen Erziehung aufgewachsen, ehrenvolle Stellungen einnahmen oder auf eine würdige Zukunft sich vorbereiteten. Vier Knaben waren durch den Tod aus dem schönen Kranze herausgerissen worden.

Die Mediationsakte wurde von allen Vernünftigen als ein Erlösungswerk begrüßt. Aber nun galt es auch, das Volk derselben geneigt zu stimmen und dazu sollte wieder der „Schweizerbote“ dienen. Von Vater Rudolf Meyer dazu angeregt und durch die Unterstützung von Heinrich Remigius Sauerländer, der von Basel nach Aarau übersiedelte, ermuntert, nahm Zschokke die im Jahre 1799 unterbrochene Arbeit wieder auf und führte sie über dreißig Jahre fort, trotz der mannigfachen Anfeindungen, durch welche der finstere Geist der Restauration in den Tagsatzungen und in den Kantonen von 1819 an das Blatt zu unterdrücken sich bemühte. Dann theilte sich Wieland mit ihm in die

Führung des Blattes; die letzten vereinzelten Aufsätze von Zschokke's Hand erschienen im Jahre 1842. „Einfach, bildlich, in des belehrungsarmen Volkes Denkart einläßlich, Thorheiten verspottend, Vorurtheile untergrabend, freisinnig, ohne Herold einer Partei zu sein, Wahrheit und Recht bekennend, ohne durch höhnende Persönlichkeiten einen Gegner zu erbittern, begann ich damals das Volksblatt und setzt' ich's unverdrossen über dreißig Jahre lang fort." Das Bewußtsein, daß er berufen sei, zum Volke zu sprechen, führte ihn auch zu einem Kalender, den er vier Jahre lang fortführte, bis andere Kalendermacher seinem Beispiele folgten. Sie kleideten ihre Ausgaben in würdigere Form und gewannen einen veredelnden Einfluß auf das Volk.

Zschokke blieb seinen Idealen des Guten, Wahren und Schönen treu; er war bestrebt, deren Gehalt in alle Verhältnisse einzugestalten, in welchen das Volk sich bewegte. Der „Schweizerbote" wollte das Volk an die neuen Dinge gewöhnen, der Kalender wollte die Anschauungen des Volkes läutern, die „Stunden der Andacht" brachten mancher bekümmerten Seele Trost, wenn sie zerschlagenen Herzens ihren Gott suchte. Schon frühe hatte Zschokke gelernt, die Religion aller der Beilagen zu entkleiden, welche sie zu den Religionen der Völker machte und ihm war gleich Lessing die christliche Religion nicht die Religion Christi. Diese einzig ist die wahre Weltreligion, die Selbstoffenbarung Gottes, in bewundernswerther Reinheit der Vollendung. Es schmerzt uns, wenn allerlei Bräuche und Meinungen die schlichte Natürlichkeit der Religion überwuchern, wir trauern, wenn in schwerbedrängter Zeit die Völker in Kirchen und Kapellen, Prozessionen und Wallfahrten Erlösung suchen und den erbarmenden Gott nicht finden. Als ganz Europa unter dem eisernen Scepter Napoleons seufzte, da schien es Zschokke, er sollte zur Linderung der Leiden und zur Ermuthigung der Bedrängten seine Hilfe bieten. Er ließ 1809—1816 ein wöchentliches Blatt ausgeben, „Stunden der Andacht", führte darin die Familie in die stillen Freuden und Leiden, lehrte die Jugend sich selbst erkennen, zeigte Gott in der Natur, erschloß das Reich Jesu auf Erden und öffnete den Blick in die Ewigkeit. Sauerländer machte es möglich, daß die Blätter zu den billigsten Preisen ausgegeben wurden; sie wanderten in jede Familie deutscher Zunge, trotz aller Verkleinerung, mit welcher Protestanten und Katholiken ihnen entgegentraten. Erst spät erfuhr die Welt den Namen des Verfassers.

In frühern Jahrzehnten galt es als eine besondere Aufgabe der Freimaurer, religiöse Freiheit, soziale Erleichterung und politische Un-

parteilichkeit zu verbreiten und alle aufgeklärten Männer glaubten, sich dieser Gesellschaft anschließen zu müssen. Zschokke gehörte ihr schon seit der Frankfurterzeit an und wählte auch jetzt sie, um seinen humanen Gedanken Verbreitung zu verschaffen. Er und seine Freunde stifteten 1811 die Loge „zur Brudertreue" in Aarau. Noch ehe die Vereinigung ins Leben trat, übernahm es eine andere Gesellschaft, in weitgreifendster Weise das Dasein der Menschen zu fördern. Der Gedanke Tscharner's, in Graubünden einen landwirthschaftlichen Verein zu gründen, erweiterte sich durch Zschokke zu einer Verbindung edelgesinnter Männer, welche Landwirthschaft und Industrie, Volksbildung und Wissenschaft in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen wollte. So entstand im nämlichen Jahre 1811 der Verein für vaterländische Kultur im Aargau. Von ihr aus ging die Errichtung der Hilfsgesellschaft für Aarau und Umgebung, der allgemeinen aargauischen Ersparnißkasse, von Sonntags- und Handwerksschulen, von Arbeitsschulen für Mädchen, der Taubstummenanstalt in Aarau, der naturforschenden und historischen Gesellschaft und mittelbar auch der Gewerbeschule in Aarau. Zschokke ließ nicht außer Acht, auch hier mit direkter Belehrung unter das Volk zu treten. „Das Goldmacherdorf" (1817) fand seine Freunde in Frankreich, Italien und Rußland und lag auf allen Jahrmärkten neben den Volksbüchern von Till Eulenspiel und der Genovefa. „Die Branntweinpest" (1837) war in Holland und Schweden wie in der Schweiz zu Hause.

War so für die nächsten Interessen der starken und schwachen, gesunden und kranken Mitmenschen gesorgt, so sollten auch diejenigen Männer herangebildet werden, welche, ohne gelehrten Berufsarten sich zuzuwenden, in den Stand gesetzt werden können, überall leitend und fördernd einzugreifen und aufzuhelfen. Zschokke errichtete den Lehrverein und führte denselben von 1819 bis 1830. Durch uneigennütziges Entgegenkommen und begeisterte Mitwirkung edelgesinnter Aarauer Bürger erlangte diese volksthümliche Akademie bald einen allgemein schweizerischen Ruf; viele der hervorragendsten Männer in Gemeinde und Staat, in Kirche und Schule, Gewerbe und Handel gedachten stets ehrfurchtsvoll der Zeiten, da sie zu Füßen Zschokke's gesessen haben. Als der getreue Mitarbeiter Troxler an die Universität Basel überging und die politischen Stürme eine neue Zeit verkündigten, hörten die Vorlesungen auf.

Zschokke hatte in Graubünden seine Thätigkeit damit begonnen, daß er dem Volke einen Spiegel der Vergangenheit vorhielt. Seine „Denkwürdigkeiten" erhalten dadurch einen anziehenden Reiz, daß er auf die

Vorgeschichte zurückgreift und mit erschöpfender Umsicht die Bedingungen aufsucht, unter welchen ein Volk heranwächst. Neue Staaten waren entstanden, neue Reiche hatten sich gebildet; mächtig und vielverheißend stand Bayern da. Sollte nicht auch hier der neue Bau gefestiget werden durch den breiten Boden der Vorzeit? Zschokke wagte die Arbeit und unternahm mehrere Forschungsreisen ins Land. Er zeichnete das Bayervolk in seiner Vergangenheit und zeigte ihm seine Gegenwart; er lehrte es seine Väter ehren und seinen Fürsten lieben. Seine unerschütterliche Ueberzeugung schlug durch allen Zorn der Pfaffen hindurch und erwarb ihm den Dank des Volkes. („Bayerische Geschichte" 1813—1818.) Als die unheimliche Reaktion die freie Entwicklung bedrohte, sollte unser Volk inne werden, wie der Geist der Geschichte freundlich weilt bei den edeln Thaten der Väter, aber zürnend wegschreitet über den Starrsinn der Verblendeten. Zschokke schrieb im Jahre 1822 „Des Schweizerlandes Geschichten für das Schweizervolk", ein Werk, das sich immer neuer Auflagen erfreut und zumal in Amerika die Erinnerung an die verlassene Heimath warm erhält. Die „Bayerische Geschichte" fesselt uns durch den kraftgedrungenen Stil Johannes von Müller's, das Schweizerbuch wird uns lieb durch schlichte Einfalt der Sätze und die taktvolle Behandlung des Stoffes. Die „Miscellen für die neueste Weltkunde" 1807—1813 und die „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" 1817—1823 führen auf das große Theater napoleonischer Größe und europäischer Engherzigkeit.

Zschokke hatte im Jahre 1807 Biberstein verlassen und auf dem Rain in Aarau eine Wohnung bezogen. Im Jahre 1818 siedelte er über in das von ihm erbaute Landhaus, welches er „Blumenhalde" nannte und in welchem gegenwärtig der jüngste Sohn Olivier wohnt. Es liegt am südöstlichen Abhange des Hungerberges, fängt die ersten Strahlen der Morgensonne auf und führt den müden Blick des rastlosen Arbeiters nach den glänzenden Firnen der fernen Gletscher. Dieses Haus sollte von nun an das stille Heim des Friedens werden für die glückliche Familie, aber auch die sichere Zufluchtsstätte manches Verbannten, Zeuge manches hochehrenden Besuches. Hortensia, die entthronte Königin von Holland und ihr Schicksalsgenosse Gustav Adolf IV. von Schweden kehrten hier ein. General Rapp besuchte von Wildenstein aus seinen Nachbar und der thatendurstige Louis Napoleon brachte seinen letzten Gruß, ehe er die Hand nach dem Throne ausstreckte, der Grieche Capo d'Istria und der Spanier Cavanillas erzählten ihres Landes Noth, Rotteck und

Wessenberg beriethen über Zukunft von Staat und Kirche, Laube und Uhland erweckten die dichterische Stimmung — nur wenige Namen von den Unzähligen, welche, bittend und bietend aus- und eingingen und das Haus zur Stätte des Segens machten. Als Zschokke, an den Folgen eines hartnäckigen Schleimfiebers kränkelnd, im nassauischen Schlangenbade seine Gesundheit wiederherstellte, konnte er auf der Rückreise in Darmstadt, Heidelberg, Mainz sich überzeugen, daß seine Werke beim deutschen Volke freundliche Aufnahme fanden (1828). Gegen solche Anerkennung, die in ganz Europa widerhallte, konnte verstockte Verkennung nur vorübergehend mißstimmen, freilich dann oft auch mit großem Schmerze erfüllen. Der Oberst Voitel von Solothurn hatte mit dem großen Sprachforscher Andreas Schmeller die pestalozzische Unterrichtsweise bei den Soldatenkindern in den spanischen Garnisonen eingeführt und sich stets des höchsten Ansehens erfreut, bis durch König Ferdinand IV. die Restauration wieder mächtig wurde. Die Regierung riß ihn aus dem Kreise der Seinen heraus und verdammte ihn zu den Galeeren nach Ceuta, blos deswegen, weil das Bildniß Zschokke's ob seinem Schreibpulte hing (1829). Die Königin Christine schenkte ihm nach sechs Wochen Freiheit, Ehre und Rang wieder.

Auf einem Ausfluge in die Normandie hörte Zschokke aus dem Munde eines Diplomaten, was er bald wirklich erleben und was ihn wieder auf die politische Bühne bringen sollte. Allüberall lenkte die Staatsweisheit langsam in die ausgetretenen Geleise zurück; in der Schweiz erwachten wieder die alten Aristokratien und der junge Aargau, eine reine Schöpfung der Helvetik, zeigte gleiches Gelüste. Zschokke trat scharf gegen die Regierung auf, welche in selbstherrlicher Ungebundenheit sich über die bürgerliche Gleichheit wegsetzte. Es war eine nutzlose Rache, als sie den „Schweizerboten" der Censur unterwarf; an der Stelle der gestrichenen Zeilen blieb das Papier unbedruckt; das Volk verstand diese stumme Sprache. Noch unwürdiger zeigte sich die Regierung, als Zschokke im Namen der Staatsrechnungskommission Bericht erstattete und den Mangel an weiser Sparsamkeit rügte. Sie setzte die Besoldung Zschokke's und einiger anderer Beamten herab. Zschokke anerbot sich, dem Staate unentgeltlich zu dienen, wenn die Mitglieder der Regierung auf den vierten Theil ihres Gehaltes verzichteten: der Beschluß der Regierung wurde nicht durchgeführt. Und doch gelang es den Gegnern, wegen einer Einsendung in den „Schweizerboten" Heinrich Zschokke zu veranlassen, daß er alle seine vielen Staatsstellen mit Ausnahme des Großrathsmandates niederlegte (1829).

Als in den Julitagen von 1830 der Thron der Bourbonen gestürzt wurde, ertönte auch in den Schweizerkantonen der Ruf nach Verfassungsrevision. Man forderte Trennung der höchsten Gewalten, Kontrolle, Aufhebung der lebenslänglichen Anstellungen, Verantwortlichkeit der Regierungsbehörden, Abschaffung erblicher Vorrechte, staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Freiheit der Presse, des Handels und der Gewerbe. Der Große Rath sollte nach einem Zeitraum von 12 Jahren neu bestellt werden; das Volk verweigerte die Wahlen. Die Regierung, durch Anzeichen bewaffneten Widerstandes erschreckt, ließ das Werk der Verfassungsrevision einem Verfassungsrathe übertragen; der Große Rath behielt sich aber vor, den Entwurf zu prüfen und zu ändern. Zschokke hatte gewünscht, daß der Große Rath selbst die Revision vornehme; er war in Minderheit geblieben. Als aber der Große Rath die Aufgabe einem Verfassungsrathe übertrug, wollte folgerichtig Zschokke dem Großen Rathe jegliche Einmischung entziehen — und er mußte zuhören, wie die aufgeregte Mehrheit in ungebundenstem Zorne über ihn herfiel. Das Volk brach los, es war am 6. Dezember 1830; Aarau wurde besetzt; der Große Rath widerrief; das Volk zog ab — und Zschokke wurde Vicepräsident des Verfassungsrathes. Am 21. Februar 1831 begann die Arbeit: „Da saß ein sonderbares Gemenge von Insurgenten und grollenden Regierungsgliedern vor mir, Männer aller politischen Farben und aller Abstufungen geistiger Bildung. Man las in den Mienen eines Jeden die Entschlossenheit, auf dieser Arena für seine eigene Meinung mit aller Kraft den letzten Kampf durchzufechten. Es war der Kampf schlauer Aristokraten, stürmischer Radikalen oder gemäßigter Liberalen, steifer Praktiker und jugendlicher Theoretiker, rohen Priesterhasses und frommer Dummgläubigkeit, spießbürgerlichen Ortsgeistes und großartiger Gemeinnützigkeit, ein Kampf, klug und thöricht, gewandt und unbeholfen geführt." An einem Tage, als Zschokke den Vorsitz führte, beschloß der Rath: „nur ein geborner Schweizer darf ein Staatsamt bekleiden." Zschokke stieg sofort von seinem Stuhle nieder und erschien nicht wieder in der Versammlung, auch dann nicht, als der Beschluß aufgehoben wurde. Die neue Verfassung fand die Billigung des Volkes, Zschokke ließ sich wieder in den Großen Rath wählen, blieb aber von nun an jeder weitern Staatsstelle fern.

In Basel hatte man die Verdienste Zschokke's um die Beruhigung des Landes nicht vergessen. Als Stadt und Land sich schieden, öffnete er den „Schweizerboten" den Bedrängten des Landes, während gleichzeitig die Herren der Stadt ihn um ihren Beistand baten. Der wohl-

meinende Rath, einstweilen bei gesondertem Haushalte Gerichts- und Polizeiwesen gemeinschaftlich zu verwalten, das Staatsvermögen ungetrennt zu lassen, allgemeine Angelegenheiten des Kantons und der Eidgenossenschaft gemeinsam zu behandeln, fand in der Stadt kein Gehör und der Bürgerkrieg konnte nicht mehr verhütet werden.

Als das Volk seine politischen Rechte zurück erobert hatte, begannen die Umtriebe des Klerus, die verlorene Stellung wiederzugewinnen. Die Jesuiten hatten sich in Wallis, Freiburg und Schwyz festgesetzt; in den Dörfern entstanden katholische Vereine; der Papst war jeglicher Unterhandlung unzugänglich. Die Regierungen sahen sich genöthigt, auf der Hut zu sein. Dazu gehörte freilich auch das Oberaufsichtsrecht über das Vermögen der Klöster, was um so dringender war, da die Gelder ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet und zu staatsgefährlichen Zwecken verwendet wurden. Der Aargau bestellte eine Kommission, welche ein Verzeichniß des Vermögensstandes in Muri und Wettingen, Hermetschwyl und Gnadenthal, Maria-Krönung in Baden und Fahr aufnehmen sollte. Zschokke gehörte derjenigen Abtheilung an, welcher die Benediktiner in Muri, die Nonnen gleichen Ordens in Hermetschwyl und die Cistercienserinnen in Gnadenthal zugewiesen waren. Er faßte die kulturgeschichtliche Aufgabe ins Auge und bemühte sich, aufgeklärte Mönche dafür zu gewinnen, daß eine Gewerbeschule angelegt werde für die katholische Schweiz und die angrenzenden Länder; er berechnete den Ertrag der Güter bei richtiger Bewirthschaftung, er berechnete die Kosten der Anstalt; er wies auf den Segen, der daraus dem Lande fließen würde, er rief die Geschichte zu Hilfe — die Stimme der Vernunft verhallte und die Aufwiegelungen dauerten fort. Ein Aufstand im Jahre 1835 konnte noch im Keime niedergeschlagen werden. Als aber im Jahre 1840 die Kantone Luzern, Solothurn und Aargau ihre Verfassungen einer neuen Durchsicht unterwarfen, schien auch für den Klerus der günstige Zeitpunkt gekommen zu sein, dem längst ersehnten Ziele näher zu kommen. Die Kirche sollte vom Staate gänzlich abgetrennt werden; der Kirche sollte aber auch der Unterricht zugeschieden sein. Auch diesmal gab das Volk der neugestalteten Verfassung seine Zustimmung und die Ultramontanen sahen sich wieder getäuscht; auch diesmal brach der Aufstand zusammen, ehe er recht Boden fassen konnte. Am 11. Januar 1841 wurden die Freiämter bei Villmergen auseinandergesprengt und am 13. Januar beschloß der Große Rath die Aufhebung der Klöster. Zschokke sprach und stimmte dafür und bestätigte mit dieser letzten politischen That die ver-

söhnliche und ausgleichende Stimmung in gefährlich aufgeregten Zeiten und Landen, aber ebenso scharf die festgewurzelte Kraft der Ueberzeugung in den Augenblicken des Entschlusses. Er hörte noch von den regellosen Versuchen der Selbsthilfe, womit die Freischaaren den Herd jesuitischer Umtriebe ersticken wollten; der ferne Donner der Kanonen kündigte ihm an, daß die Stunden der Entscheidung sich nahten. Es sollte ihm aber nicht beschieden sein, die neue Schweiz zu erleben, welche sich auf den Trümmern der alten Bünde erhob. Eine Sommerreise nach Holland im Jahre 1843 brach die kerngesunde Kraft des Greises; Badekuren fristeten das kränkelnde Leben; am 27. Juni 1848 schloß der starke Geist die Augen.

Wie viel wäre noch zu schreiben von politischen und sozialen Schriften, von Aufsätzen und Reden, von Weltbetrachtungen und Selbstbekenntnissen, von Religion und Philosophie! Wie reich ist die Menge der Romane, Novellen und Erzählungen, womit Zschokke im anziehenden Gewande poetischer Gestaltung politische und sittliche, soziale und religiöse Aufklärung verschaffen wollte! Möge es einer kundigern Hand gelingen, den dichtenden Schriftsteller in die große Reihe derjenigen Geister einzufügen, welchen die deutsche Nation bleibende Verehrung zollt. Uns war es nur darum zu thun, an dem knapp gezeichneten Bilde ein Leben aufzubauen, das aus häuslicher Beengung, religiösen Zweifeln, wissenschaftlichem Drange heranwuchs zu einem frischthätigen Jüngling in Schrift und Wort, zu einem besonnenen Manne in Rath und That, zu einer überzeugungstreuen Kraft in Friede und Kampf.